



UNGARN

**MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUUSTAUSCH**

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

**DEUTSCH-UNGARISCHE KAMPFGEMEINSCHAFT IN DER
NAPOLEONSZEIT**

DEUTSCH-UNGARISCHES AGRARABKOMMEN

UNGARISCHES NATIONALTHEATER IN DEUTSCHLAND

Die Wahrheit um Petöfis Tod

Der Bakony – der ungarische Urwald

Die Wiedergeburt Ungarns

Deutsche Werke über Probleme des Karpathenraumes

Ungarische Nippongesellschaft in Mitteljapan

Gedichte von J. RIMAY, A. TÓTH und A. PETŐFI

Plattenseegeschichte von GYULA KRUDY

Kunstbeilage: Plattenseelandschaften von J. EGRY

Bücher- und Presseschau

**VERLAG DANUBIA
BUDAPEST – LEIPZIG**



UNGARN

MONATSSCHRIFT
FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftleiter:

Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Administration:

Budapest, V., Arany János-utca 1.

Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Dienstag bis Freitag Nachmittag 4-7.

Verlag für Ungarn:

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:

Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.

Mitglieder der Ungarisch—Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS VON TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN:

GRAF TIBOR TELEKI, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,
KOLOMAN VON SZILY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
STEFAN VON FÁY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.
ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär,
KARL STOLPA, Staatssekretär,
GYULA VON DARÁNYI, Universitätsprofessor.

GENERALSEKRETÄR:

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT:

LUDWIG V. HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter.

SEKRETÄR:

ELEMÉR V. BUÓCZ, Ministerialreferent.

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

A. M. M. MUSEUM
KIRALYI CSALÁD



Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

DEUTSCH-UNGARISCHE KAMPFGEMEINSCHAFT IN DER NAPOLEONSZEIT

VON ÁRPÁD MARKÓ

Der Kampfwert einer Armee hängt nicht nur von der Ausbildung, Disziplin, Bewaffnung, Versorgung und geschickten Führung ab. Einen wesentlichen, jedoch nicht sichtbaren, daher unwägbaren Bestandteil bildet auch die in einer Truppe seit Jahrhunderten gepflogene und stark gewordene Überlieferung. Sie entsteht in der Truppe und durch die Truppe selbst, entfaltet sich zu voller Blüte; ihr Einfluss auf sittliche Haltung, Kampftüchtigkeit und Gefüge einer Abteilung ist ohne Zweifel sehr gross. Die Wichtigkeit der durch Überlieferung stark gewordenen militärischen Tugenden schildert *Clausewitz* in seinem klassischen Werk über den Krieg in prägnanter Weise folgend: „Die kriegerische Tugend eines Heeres erscheint als eine bestimmte moralische Potenz, die man nicht hinwegdenken, — deren Einfluss man also schätzen, — als Werkzeug, dessen Kraft man berechnen kann.“

Ein Heereskörper kann sich jedoch auch in seiner Geschlossenheit nicht vom Zeitgeiste isolieren. Die grossen Geistesströmungen, die eine Nation erfassen, bleiben auch auf die Armee nicht ohne Nachwirkung. Entstehen im Lande revolutionäre Strömungen, so werden die betreffenden Armeen gewöhnlich mitgerissen. Kommen sie aber vom Ausland, so ist ihr Einfluss auf die Armeen, deren Staat gegen die revolutionären Ideen Stellung nimmt und kämpft, — in der Regel, — nicht von durchschlagender Wirkung. Es fragt sich nun, welche Kraft in kritischen Zeiten stärker sei, die einer Truppe innewohnende Überlieferung, oder der Einfluss einer von aussen kommenden Revolution?

Die in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts um sich greifende französische Revolution blieb nicht ohne Wirkung auf die Armeen, die in der darauf folgenden Kriegsperiode gegen *Napoleon* kämpften. Unter den, zur Wahrung des Legitimitätsprinzips gegen Frankreich ins Feld gezogenen Armeen gehörten die Truppen der damaligen österreich-ungarischen Wehrmacht zu den bedeutendsten und tapfersten Gegnern Napoleons. In diesem, aus den vielen Nationalitäten der

Donaunonarchie zusammengesetzten Heer kam dem ungarischen Truppenkontingent eine wichtige Rolle zu. Sein Verhalten gibt uns daher reichlich Gelegenheit, den Einfluss von Überlieferung und Revolution auf das ungarische Soldatentum zu erforschen.

Die Wurzel der Überlieferung liegt stets im Truppenkörper selbst. Sie nährt sich von tapferen Taten, von kriegerischen Leistungen des Regiments u. a. m., auf die dessen Angehörige mit Stolz zurückblicken können.

Die militärische Überlieferung besitzt jedoch ausser der innerhalb eines Truppenkörpers keimenden Wurzel noch eine viel tiefere, die durch die nationale Eigenart, den kriegerischen Charakter eines Volkes, einer Nation bedingt ist. Den besten Beweis hiefür liefert das ungarische Militär der ehemaligen österreich-ungarischen Monarchie, das seit der Katastrophe von Mohács im Jahre 1526 nicht mehr als selbständige Heeresmacht auf dem Kriegstheater erschien, sondern bloss als integrierender Bestandteil der kaiserlichen oder Reichsarmee des Hauses Habsburg. Die ältesten ungarischen Regimenter dieser Armee wurden zu Beginn des 18. Jahrhunderts aufgestellt. Die Angehörigen dieser Regimenter kamen bereits mit einem starken soldatischen Gefühl unter die Fahnen, da der alte kriegerische Geist des ungarischen Volkes ihnen schon seit Jahrhunderten angeboren war.

Ausser den regulären Truppen des stehenden Heeres der Monarchie finden wir aber in der ungarischen Kriegsgeschichte auch nationale Truppen, die als Landesmiliz, allgemeine oder adelige Insurrektion, zur unmittelbaren Verteidigung des Vaterlandes oder als Etappen- und Hilfstruppen der Armee im Felde je nach Bedarf unter die Waffen gerufen wurden. In ihren Reihen mussten die dem Volke angeborenen militärischen Kräfte und die allgemeinen nationalen, kriegerischen Tugenden den Regimentsgeist ersetzen.

Während der tausendjährigen Geschichte Ungarns kam der ungarische Soldat wiederholt in die Lage, für oder gegen revolutionäre Strömungen Stellung zu nehmen. In den meisten Fällen, — ich verstehe darunter die nationalen Aufstände, die sich gegen die verfassungswidrige absolutistische Staatsführung des Wiener Hofes im 17. und 18. Jahrhundert richteten, — wurde das ungarische Militär von der nationalen Begeisterung mitgerissen. In den Freiheitskämpfen der Siebenbürger Fürsten, später *Franz Rákóczi II.* sowie im Freiheitskrieg der Jahre 1848—49 kämpfte der grösste Teil des ungarischen Militärs im Dienste der Freiheitsbewegung. In Zeiten jedoch, wo revolutionäre Gedankenströmungen vom Ausland kamen und die Einheit der Habsburger Monarchie und damit auch die des Königreiches Ungarn be-

drohten, bewahrte das ungarische Militär seine Königstreue und verhielt sich gegen diese Strömungen durchaus ablehnend.

Die französische Revolution, ihre Literatur, ihre anfangs blutigen Ereignisse, der Aufschwung und die Entwicklung der Napoleonszeit waren in Ungarn allgemein bekannt. Gebildete Ungarn lasen und übersetzten *Voltaires*, *Montesquieus*, *Rousseau's* Werke, die zündenden Reden *Mirabeaus* und *Desmoulines*, das amtliche Blatt *Moniteur* u. a. m., aber eben *nur* die gebildeteren Stände. In Frankreich verbreiteten sich diese Ideen mit elementarer Gewalt, von unten, aus dem Volke heraus und durchsetzten die ganze Bevölkerung. In Ungarn dagegen erhielten zunächst die gebildeteren Stände davon Kenntnis; Ideen und Errungenschaften der Revolution wurden meist nur in Privatgesellschaften und Lesezirkeln besprochen. Man schrieb und dichtete auch manches über sie, allein die niederen Stände, die Landbevölkerung und das Militär blieben nahezu unberührt. Die Revolution war in Ungarn eben weder eine wirtschaftliche, noch militärische Notwendigkeit und konnte daher nie zu einer gewaltsamen Änderung der Staatsform und zur Aufhebung des dynastischen Prinzips führen. Das ungarische Volk, das in früheren Jahrhunderten wiederholt selbst mit bewaffneter Hand gegen seinen König ins Feld gezogen war, hatte unter *Franz I.* hiezu keine Ursache. König und Nation waren in dieser Zeit eng miteinander verbunden und bildeten eine starke Einheit gegen jede, — vom Westen kommende, — Umstürzbewegung. Der Krieg gegen Frankreich war im allgemeinen sympathisch, umsomehr, als gerade in dieser Zeit eine Reihe von hervorragenden ungarischen Schriftstellern und Dichtern das Feuer des Patriotismus mit Begeisterung schürte. Der Patriotismus aber ist bekanntlich der beste Nährboden heldischer Gedanken und kriegerischer Überlieferung. Der Seelenzustand, in dem das ungarische Volk die französische Revolution betrachtete, lässt sich am besten durch folgenden Satz des berühmten Dichters und Schriftstellers *Franz von Kazinczy* kennzeichnen: „Die französische Revolution ist eine schöne und grosse Sache, wenn man aber die Ereignisse mit nüchternen Augen betrachtet, so darf niemand vergessen, dass der grösste Schlag, den unser Vaterland erleiden kann, eine Revolution wäre. Es ist nicht ratsam, sich in der Nähe von eingestürzten Gebäuden aufzuhalten. Niemand von uns wünscht, dass auch unser Gebäude von selbst einstürze, oder gestürzt werde“.

Wohl gingen auch viele französische Kommissäre in Ungarn herum, doch konnten sie nicht viel erreichen. Selbst die berühmte Proklamation Napoleons, die er im Jahre 1809 in französischer, deutscher und ungarischer Sprache an die Nation richtete, blieb ohne Widerhall. Er

forderte darin das Land auf, die Dynastie zu entthronen und sich nach alter Sitte, unter freiem Himmel auf dem Felde von Rákos zur Königswahl zu versammeln. Das ungarische Volk folgte diesem Sirenenruf nicht. Es eilte nicht, — wie es Napoleon wünschte, — auf das Wahlfeld von Rákos, sondern suchte mit Begeisterung das Militärlager des Erzherzogs Josef, des Palatins von Ungarn auf, um sich der unter die Waffen gerufenen adeligen Insurrektion gegen den Korser anzuschliessen.

Die französische Revolution hatte somit auf die Gesamtheit des ungarischen Volkes keinen wesentlichen Einfluss, und war nicht im Stande, es von dem, durch die Überlieferung von Jahrhunderten vorgezeichneten geschichtlichen Wege abzulenken. Als mittelbare Wirkung dieser Bewegung aber erstarkte in Ungarn der nationale Geist und das Schrifttum nahm einen gewaltigen Aufschwung.

Das Aufblühen des Patriotismus ergriff naturgemäss auch das ungarische Soldatentum. Um die Haltung des ungarischen Militärs den Lehren der Revolution gegenüber zu verstehen, möge hier kurz der Zustand dieses wertvollen Truppenkontingentes der kaiserlichen Armee umrissen werden.

Das ungarische Militär bildete in der damaligen grossen kaiserlichen Armee nur eine nationale Minderheit, deren Leben sich streng im Rahmen des übrigen Militärs — ähnlich dem der Truppen der Reichsarmee, — abspielte. Infolge der Entvölkerung des Landes durch die Türkenherrschaft war die Truppenzahl aus Ungarn verhältnismässig gering. In den Kriegsgliederungslisten der Monarchie finden wir zur Zeit der französischen Kriege unter den 63 Linieninfanterieregimentern bloss 15, unter den 20 Grenadierbataillonen bloss 5, unter den 21 leichten Infanteriebataillonen bloss 6 und unter den 47 Reiterregimentern bloss 13 ungarische Regimenter. Zum ungarischen Kontingent zählten auch 17 Grenzerregimenter und 1 Tschaikisten-, d. h. Stromwach-Bataillon an der unteren Donau und im kroatisch-serbischen Grenzgebiete. An Nationalmiliztruppen wurden in diesen Kriegen als Landesinsurrektion für verschiedene Kampfperioden insgesamt 48 Infanteriebataillone, 240 Husarenschwadronen und etwa 30 kleine Freikorps und Freischaren aufgestellt.

Die Donaumonarchie stellte in dieser Kriegsperiode von 23 Jahren rund 1,000.000 Soldaten unter die Waffen. Das ungarische Militär zählte etwa 250—270.000 Mann, also ungefähr ein Viertel des Gesamtstandes.

Wenn auch die ungarischen Truppen in Ausbildung, Bewaffnung und Führung sich völlig in den Rahmen der kaiserlichen Armee eingliederten, so bewahrten sie innerhalb derselben restlos ihre altungari-

sche kriegerische Überlieferung, wie sie auch äusserlich ihre Uniform von nationalem Schnitt und Charakter trugen. Das Offizierskorps bildete einen streng geschlossenen Familienkreis. Der Korpsgeist der ungarischen Regimenter war stark ausgeprägt. Das Offizierskorps lebte innerhalb der überlieferungsfesten, streng militärischen Auffassung ein nahezu abgesondertes Leben und konnte daher in seiner Gesamtheit nie revolutionär werden. Dynastische Treue und eine von der Politik unberührte Denkart erhoben den ungarischen Offizier über die sozialen Tagesfragen. Sein Bildungsgrad war keinesfalls geringer als der seiner ausländischen Kameraden. Die notwendige Kenntnis der deutschen Dienstsprache und die in vornehmen Familien und gebildeten bürgerlichen Kreisen gerne gesprochene französische Sprache brachten es mit sich, dass der ungarische Offizier durchschnittlich viel las. Doch beurteilte er alles Gelesene aus dem Gesichtswinkel seines begrenzten, einseitigen Soldatentums und verhielt sich gegen revolutionäre Ideen, die in schroffem Gegensatz zu seiner Einstellung standen, durchaus ablehnend. Die individuellen Interessensphären der einzelnen Offiziere wurden eben durch diesen Regimentsgeist geregelt und ins Gleichgewicht gebracht. In der Auffassung und im Seelenleben des ungarischen Offiziers finden wir die Richtigkeit des Clausewitzschen Spruches bestätigt: „Der Innungsgeist (Esprit du corps) gibt in dem, was wir kriegerische Tugend des Heeres nennen, gewissermassen das Bindemittel ab unter den natürlichen Kräften, die darin wirksam sind“.

Wohl fanden auch die Freiheitsgedanken ihren Weg zum ungarischen Militär, doch ausschliesslich in völkisch-nationalem Sinne. Die ungarischen Truppenkörper hegten den von dieser Zeit an untilgbaren Wunsch, ihrem nationalen Charakter innerhalb der grossen Einheit der Armee auch im Militärdienst stärkeren Ausdruck zu geben.

Zum erstenmal trat dieser Wunsch im Jahre 1790 offen zu Tage. Zum Schutze und Ehrendienst des vom König nach der altungarischen Königsstadt Pressburg einberufenen Landtages wurde das Husarenregiment *Br. Graeven* dahin befohlen. Das nationalgesinnte Offizierskorps dieses Regimentes ergriff die Gelegenheit und verfasste eine Denkschrift an den Landtag, worin es Wünsche und Beschwerden des ungarischen Militärs zur Sprache brachte. Das Regiment verlangte die ungarische Dienstsprache, die Besetzung der Offiziersposten durch Ungarn und Abschaffung verschiedener, das völkische Denken der Ungarn verletzender Verordnungen. Die Denkschrift wurde vom Obristwachtmeister *Br. Festetits* und 4 Oberoffizieren des Regimentes unterzeichnet und hatte den Zweck, die Aufmerksamkeit der Stände auf die geschilderten Zustände zu lenken und sie zu einer Fürsprache beim König

zu bewegen. Der Präsident des Wiener Hofkriegsrates, Feldzeugmeister *Graf Tige*, trug den Fall, naturgemäss in höchstem Grade missbilligend, dem König vor und verlangte schärfste Ahndung, da er hinter der offenkundig nationalen Bewegung den zersetzenden Einfluss der französischen Revolution vermutete. König *Leopold II.* fasste die Sache nicht so tragisch auf. Er unterzog die Verfasser der Denkschrift bloss einer Disziplinaruntersuchung und erklärte den Ständen des ungarischen Landtages, dass er es diesmal für unnötig halte, auf die Wünsche des Regimentes einzugehen.

Ein solcher vereinzelter Fall einer Freiheitsbewegung beim Militär konnte durch einen Machtspruch wohl leicht erledigt werden. Viel grössere Sorge bereitete aber dem Hofkriegsrat die Frage, auf welche Weise man die Verbreitung der französischen Revolutionsideen durch die in Ungarn internierten französischen Kriegsgefangenen verhindern könnte.

Die aus Frankreich heimgekehrten Soldaten lebten dort zwar ziemlich frei unter der Bevölkerung, doch wurden sie von den Ereignissen wenig beeindruckt. Die Briefe, die sie nach Hause sandten, bezeugen, dass der ungarische Soldat — zum überwiegenden Teil Landmann von Beruf — sich in der Gefangenschaft wenig um die ihm unverständlichen Ideen kümmerte. Selbst die kriegsgefangenen ungarischen Offiziere kehrten aus der Gefangenschaft von revolutionären Ideen unberührt zurück. Das beste Beispiel bietet uns die Haltung des berühmten Lyrikers *Alexander von Kisfaludy*, der als gewesener Gardeoffizier ein hochgebildeter und der französischen Sprache vollkommen mächtiger, freidenkender Schriftsteller war. Er lebte einige Jahre als Kriegsgefangener in dem kleinen französischen Städtchen Dragnignan in regem Verkehr mit den dortigen literarischen und gesellschaftlichen Kreisen. Heimgekehrt setzte er jedoch sein früheres Leben als nationalgesinnter Dichter fort und bewirtschaftete ruhig sein altes Familiengut. Weder im Wiener österreichischen Kriegsarchiv, noch in den ungarischen Archiven können wir Belege finden, dass ungarische Kriegsgefangene als Aufwiegler heimgekehrt wären. Daher begnügte sich auch der Hofkriegsrat bald mit allgemein gehaltenen Verordnungen gegen die eventuelle Gefahr der Einschleppung „des Giftes solcher verkehrter Grundsätze“. Die Register und Protokolle des gewesenen Generalkommandos für das Königreich Ungarn im königl. ung. Kriegsarchiv in Budapest behandeln diese Frage vom Jahre 1789 an oft unter verschiedenen Schlagwörtern: Frankreich, Revolution, Criminalia, Geheimsachen, Lesekabinette, Kriegsgefangene u. a. m. Nach und nach aber verschwinden diese Schlagwörter und nur das Ressort „Kriegs-

gefangene“ wird alljährlich umfangreicher. Bezeichnend für sämtliche königliche und hofkriegsrätliche Verordnungen ist, dass als Ursache der in der Armee im Felde stets vorgekommenen Desertationen nie eine etwaige feindlich-revolutionäre Propaganda bezeichnet wird, sondern stets nur die schlechte Verpflegung und der durch grosse Anstrengungen und verlorene Schlachten hervorgerufene gedrückte Gemütszustand des Militärs. Die kommandierenden Generale werden darauf aufmerksam gemacht, dass es viele Offiziere gibt, „die sich gelüsten lassen, über Kriegsvorfälle, Staatsangelegenheiten verschiedene Bemerkungen und Vernünfteleyen zu machen und zweckloses Geschwätz zu führen. Solche Resonneurs denken sich insgemein klüger als ihre Befehlshaber und müssen in die Schranken zurückgebracht werden“. Da jedoch besondere Fälle von Aufwiegeleien niemals vorkamen, genügten diese allgemein gehaltenen Warnungen.

Grösser war die Gefahr, dass revolutionäre Ideen durch die nach Ungarn gebrachten französischen Kriegsgefangenen ins Land verschleppt werden. Da der Kampfraum dieser langen Kriegszeit vom Rhein bis zur Ostgrenze Österreichs und im Süden bis nach Italien reichte, mussten die von der Reichsarmee gemachten Gefangenen zum grössten Teil in Ungarn interniert werden. Ihre Zahl war erheblich. Aus den Akten des Generalkommandos geht hervor, dass bereits im Jahre 1793 über 1000 französische Offiziere und mehr als 11.000 Mannschaftspersonen in den ungarischen Festungen und befestigten Kasernen untergebracht werden mussten. Die Franzosen veranstalteten in den Kriegsgefangenenlagern nationale Feierlichkeiten und organisierten ihre Freimaurer-Logen. Das Generalkommando machte dagegen keine Einwendung, solange diese Bewegungen sich innerhalb der Kriegsgefangenenlager abspielten. Doch musste es einschreiten, als z. B. die Franzosen in der Festung Szeged den Jahrestag der Erstürmung der Bastille in allzu stürmischer Weise feierten oder im Jahre 1794 in ihrem Kasernenlager in Pest eine Massenkundgebung veranstalteten. Die Gefangenen errichteten im Kasernenhof einen Freiheitsbaum, knieten davor nieder, leisteten zur Wahrung der revolutionären Errungenschaften feierliche Eide und beleuchteten abends sämtliche Fenster der Kaserne. Die Wache schritt natürlich sofort ein, um — wie der Bericht des Generalkommandos nach Wien sagt — „dieser unbändigen Horde, welche mit allerlei Zeichen und anderen unsinnigen fränkischen Verzierungen im Gebäude herumzog, sogleich das Handwerk zu legen“.

Während des Transportes durch Ungarn versuchten wohl viele Kriesgefangene Revolutionskokarden und sonstige Abzeichen unter der sie angaffenden Landbevölkerung zu verteilen, doch verhielt sich das

ungarische Volk ihnen gegenüber im allgemeinen in wohlwollender Teilnahmlosigkeit. Wir finden auch Spuren davon, dass die Stadtbevölkerung und die auf dem Lande lebenden Offiziere den Weisungen des Generalkommandos, der Verbreitung der revolutionären Gedanken Einhalt zu tun, nicht nur willig Folge leisteten, sondern diese auch wirksam ergänzten. So erschien z. B. im Jahre 1792 auf einem Maskenball in Pest ein Offizier als „Madame Liberté“ verkleidet, d. h. in Lumpen gehüllt, mit der phrygischen Kappe auf dem Kopf und verteilte ein Pamphlet, das in deutsch-französischem Kauderwelsch die Segen der französischen Revolution schilderte: „Ma foi! es iss dock grand Mérite für die Liberté zu sterben oder en Compagnie un peu a une Lanterne gehangen zu werden“!

*

Werfen wir nun einen Blick auf das Verhalten des ungarischen Militärs bei der Armee im Felde vor dem Feinde, so können wir mit Bestimmtheit behaupten, dass die etwa französische-seits eingeleitete Revolutionspropaganda auch bei diesem vollkommen wirkungslos blieb. Wir kennen keinen einzigen Fall, wo ungarische Truppenkörper, Abteilungen oder einzelne Soldaten darum zum Feinde überliefen, weil sie mit den revolutionären Gedanken vertraut im Dienste der Revolution gegen ihr Vaterland kämpfen wollten. Die kaiserlichen Truppen kämpften unter schweren Verhältnissen — viele Verluste, auch Niederlagen erleidend — durchweg tapfer und pflogen nie das mindeste Einverständnis mit dem Feinde. Wohl lasen die ungarischen Offiziere und gebildeteren Soldaten zu Hause die französische Literatur, die Nachrichten in den Zeitungen mit Interesse und begeisterten sich vielleicht auch theoretisch für die Ideen der Gleichheit, Freiheit und Unabhängigkeit. Kehrt sie aber zu ihren Truppen auf das Feld zurück, so kamen sie wieder in den Bannkreis ihres überlieferungsfesten, disziplinierten Soldatenlebens und kämpften tapfer und beharrlich weiter. Der Einfluss der Revolution hatte auf sie keine entscheidende Wirkung und trat vor dem stärkeren Einfluss der Soldatenüberlieferung in den Hintergrund. Die Tapferkeit der ungarischen Offiziere und der Mannschaft wurde auch höheren Ortes gebührend anerkannt. In den Franzosenkriegen erhielten 88 ungarische Offiziere die höchste militärische Auszeichnung, den Maria Theresien-Orden, darunter 63 Generale ungarischer Herkunft. Die Statistik der von *Josef II.* gestifteten Tapferkeitsmedaille weist ähnliche Angaben auf. Insgesamt wurden in den Franzosenkriegen 826 ungarische Soldaten mit goldenen und silbernen Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnet. Bringt man diese Zahl mit den

Standestabellen des ungarischen und österreichischen Militärs in Einklang, so ergibt sich, dass auf ein ungarisches Regiment durchschnittlich 69, auf ein nichtungarisches Regiment aber nur 43 Medaillen entfallen.

Es würde hier zu weit führen, sämtliche ungarische Truppenkörper in den Franzosenkriegen auf dem Wege ihrer tapferen Taten zu begleiten, und dadurch auch noch an einzelnen Kampfhandlungen darzulegen, dass das ungarische Militär von der revolutionären Propaganda unberührt blieb. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass in vielen grossen Schlachten, z. B. bei Dresden, Leipzig, Aspern, Wagram u. a. m. in einigen Kampfepisoden vielfach ungarische Regimenter durch ihre Tapferkeit zur Entscheidung beitrugen. Als nach der Völkerschlacht bei Leipzig die siegreichen verbündeten Truppen vor ihren Monarchen feierlich vorbeimarschierten und die fast ganz aus ungarischen Regimentern bestehende Division des Feldmarschalleutnants *Bianchi* heranschritt, stellte sie der österreich-ungarische Oberbefehlshaber, Feldmarschall *Fürst von Schwarzenberg* seinem Herrscher mit folgenden Worten vor: „Majestät! Diese Division ist wahrhaftig die Stütze des Thrones und des Vaterlandes.“

Ich habe einleitend erwähnt, dass ausser den regulären Truppen der Feldarmee in Ungarn auch die Insurrektion zur unmittelbaren Verteidigung des Vaterlandes unter die Waffen gerufen wurde. Diese improvisierten Kampftruppen hatten keinen Aktivenstand, daher auch keine Regimentsüberlieferung und kein einheitliches und festgeschlossenes Offizierskorps. Ihr Kampfwert war wohl gering, dies lag in der Natur der Sache. Auch kam die adelige Insurrektion bloss einmal, im Jahre 1809 bei Raab dazu, eine grosse Schlacht zu schlagen, die sie verlor. Doch steht ausser Zweifel, dass auch in diesen Truppen fest die kriegerische Begeisterung und Überlieferung lebte. Obwohl die Insurgenten unmittelbar aus ihrem freien bürgerlichen Leben zum Militär kamen, daher von Haus aus für revolutionäre Ideen zugänglicher sein mochten, als das reguläre Militär, das fern vom Vaterlande, in strenger Zucht und Disziplin lebte, finden wir auch hier keine Anhaltspunkte dafür, dass die Ideen der französischen Revolution auf ihre Haltung und Gesinnung von Einfluss gewesen wären.

Als im Jahre 1809 französische Truppen einen Teil Westungarns überfluteten, kamen sie in unmittelbare Berührung mit der Bevölkerung und konnten daher ihre Propaganda schrankenlos betätigen. Ihre Bemühungen blieben auch hier ohne Erfolg. Die Bevölkerung verstand ihre Sprache nicht, sah in ihnen nur den Feind, der ihre Lebensmittel nahm, Geisel aushob und andere Gewaltmassregeln anwendete. Be-

zeichnend für die nationale Treue der Bevölkerung ist der Umstand, dass sich kein Ungar zum Spiondienst anwerben liess. Wiederholt lesen wir in den Meldungen der französischen Unterführer die Klage, dass es unmöglich sei, die Situation der Truppen in Ungarn klar festzustellen, da sich kein Ungar zum Kundschaftsdienst hergebe.

Als im Jahre 1805 eine österreich-ungarische Division unter Feldmarschalleutnant *Jelasić* in den Kämpfen südlich von Ulm und am Bodensee, von der Hauptkraft abgeschnitten, die Waffen niederlegen sollte, ereignete sich folgender Fall, dessen Richtigkeit uns die Memoiren eines feindlichen Augenzeugen, des späteren französischen Generals *Marbot* bestätigen. *Marbot* wurde als junger Generalstabsoffizier vom französischen Marschall *Augereau* in das Kavallerielager dieser Division gesandt, um die Waffenstreckung, die für den folgenden Tag festgelegt war, zu überwachen und die sich ergebenden Truppen zu übernehmen. Er traf am Abend im Lager des ungarischen Husarenregimentes *Graf Blankenstein* ein, und meldete sich bei dessen Kommandanten: „un vieux Hongrois, guèrrier vraiment superb“. In der Nacht erwachte er plötzlich, und bemerkte mit Staunen, dass das Husarenregiment sattelt und im Begriffe ist, mit noch einem Ulanen- und Dragonerregiment abzumarschieren. Auf seine Frage teilte ihm der alte ungarische Reiterführer mit, er halte es für ratsam, diese Kavallerie auf einen anderen Ort zu führen, wo die Waffenstreckung unbehinderter vor sich gehen kann. *Marbot* ritt unwillig mit. Nach einem langen Nachtmarsch hielt die Reiterei bei Tagesgrauen. Der Oberst liess füttern und hielt an seine versammelten Offiziere eine Ansprache. *Marbot* verstand natürlich kein Wort davon, bemerkte aber aus dem Gehaben der Offiziere, dass etwas nicht in Ordnung sei. Die ungarischen Husaren antworteten auf die Worte ihres Obersten mit hellem Jubel, die Ulanen und Dragoner blieben still. Nun erfuhr *Marbot* erst, worum es sich handelte. Der alte Reiterführer erklärte seinem Regiment, dass er nicht gesonnen sei, die Kapitulation anzunehmen. Er wisse bestimmt, dass eine Brigade der Division unter General *Fürst Rohan* sich selbstständig gemacht habe und nach Tirol abgerückt sei. Er wolle seinen Husaren die schmachliche Kapitulation ersparen und sich an ihrer Spitze durch die französischen Truppen nach Böhmen durchschlagen. Wollten die Ulanen und Dragoner nicht mitkommen, so sei dies ihre Sache, „... quant a nous, braves housards, nous allons rejoindre notre Auguste Souverain, auwuel nous pourons encore montrer avec honneur, notre drapeau sans tache et nos sabres de soldats intrepids“. So geschah es auch. Das Husarenregiment stieg zu Pferd, jagte davon und liess den verblüfften französischen Offizier an Ort

und Stelle. Obwohl sich Marbot sehr schämte, dass ihn der alte Husar so hinters Licht geführt hatte, gab er den Ungarn als soldatisch tapfer denkender Mann recht. Denn er verstand vollkommen, — wie es in seinen Memoiren heisst — dass sie als seit je her stolze Krieger in dieser Lage richtig handelten. Auch diese kleine Episode ist ein Beweis dafür, dass sich ungarische Truppen selbst dann nicht dem Feinde ergaben, wenn sie dies ohne Verantwortung, gleichsam mit höherer Bewilligung tun konnten.

Die französische Revolution konnte somit weder in den ersten stürmischen Jahren, noch in der darauf folgenden langen Kriegszeit die Gesinnung des ungarischen Soldaten umwandeln. Der seelische Konflikt zwischen Revolution und Überlieferung endete für ihn mit dem Siege dieser.

Dennoch gingen die Erfahrungen der revolutionären Kriegsführung nicht spurlos verloren. Sie waren auf Wehrsysteme, Organisation und Kriegsführung sämtlicher Armeen in Europa von grundlegendem und richtunggebendem Einfluss. Gegenüber den gewaltigen Menschenaufgeboten, die der französische Kriegsminister Carnot, durch „levée en masse“, des ganzen Volkes schuf, mussten die kriegsführenden Mächte ähnliche Massregeln treffen. Der Krieg wurde nicht mehr Sache kleiner Berufsheere, sondern die Angelegenheit des gesamten Volkes. Dadurch war der erste grosse Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht getan.

Aber auch die bewegliche, elastische Kriegsführung der revolutionären französischen Armee — später unter Napoleon zu einem Kriegswerkzeug von höchstem Werte entwickelt — wirkte auf die Kriegsführung der Monarchie befruchtend. Die schwerfällige Lineartaktik der Friderizianischen Zeit wurde durch das, dem ungarischen Temperament mehr zusagende, Tirailleurgefecht überholt. In den folgenden Kriegen führte die Truppen der Monarchie bereits ein von frischem Geiste beseeltes Offizierskorps. Die Strategie und Taktik Napoleons und seiner Generale bildete die Grundlage ihrer späteren Erfolge. An die Spitze der Armee trat ein genialer Feldherr, der seine Erfahrungen als Regimentskommandant, später als höherer General in den Napoleonischen Kriegen gesammelt hatte, Feldmarschall *Graf Radetzky*.

EINES SOLDATEN LIED

JOHANN VON RIMAY

Rechter Arm Gottes, Führer der Soldaten,
Wen er liebt, hält scharf den Säbel für die Taten:
Den bildet er, stützt er, stets bereit zu raten.

Trommeln und Trompeten stimmen ihn gar heiter,
Gegen alle Feinde zieht er freudig weiter,
Seiner Arme Sehnen macht der Wurfspiess breiter.

Krachen, Klagen, Schiessen trägt er leichten Mutes,
Angst und Furcht ihn meidet; Gott mit ihm, das tut es!
Lebt von dem Geruch der Ströme Heidenblutes.

Was scheert ihn Tod, Schmerz und die Gefangenleiden!
Weil doch Christi Namen schänden diese Heiden,
Kämpft er frohen Mutes: Himmel wird entscheiden.

Bei herrlichen Siegen schlägt sein Herz in Freude,
Die Kamraden drängen sich an seine Seite:
Voll hohen Erbarmens gibt ihm Gott Geleite.

Er kehrt fröhlich heimwärts, er hat Ruhm gefunden,
Mit noch blutgen Waffen, mit noch offenen Wunden:
Das kümmert ihn wenig; er wird schon gesunden.

Manche finden greulich solch ein reisig Leben.
Und verachten Kriegsruhm: Gott wird's nicht vergeben;
Jeden ehrt der Schutz der Heimat, unser Streben.

Flehn wir, dass der Herr ihn nimmer von uns wende,
Dass er reichen Sommer, schönen Herbst uns sende,
Gnädig heitre Lenze, Winterzeiten spende.

Übersetzt von Árpád Guillaume.

ZUM DEUTSCH-UNGARISCHEN AGRARABKOMMEN

VON TIBOR MÉSZÁROVITS

Das neue deutsch-ungarische Agrarabkommen, das an Wert und Bedeutung alle bisher geschlossenen Vereinbarungen bei weitem übertrifft, wurde am 9. Oktober 1940 unterzeichnet. Die vorangehenden Besprechungen nahmen bereits bei dem im August 1939 stattgefundenen Besuch des damaligen ungarischen Ackerbauministers Graf Michael von Teleki bei Reichsernährungsminister Darré ihren Anfang. Bei den Beratungen zwischen dem 24. und 28. September und am 7. Oktober in Budapest wurden die Verhandlungen von den delegierten Fachleuten und Sachverständigen beider Staaten im Sinne der damals in Berlin festgestellten Grundsätze weitergeführt und abgefasst.

Das Abkommen verbürgt in erster Linie die wünschenswerte Zusammenarbeit beider Staaten in vollstem Masse, und baut auch die Agrarbeziehungen auf bisher nicht beachteten Gebieten aus. Es schreibt den gegenseitigen Austausch der in Ackerbau, Viehzucht und Laboratorien erzielten Erfahrungen vor, erstreckt sich auch auf die Verwertung der landwirtschaftlichen Produkte, und sichert das notwendige Absatzgebiet für die Handels- und Industriepflanzen, deren Anbau, da er weit nutzbringender ist, an Stelle der im Lande herrschenden und von Ministerpräsidenten Graf Paul Teleki so oft beanstandeten Monokultur treten muss. Obwohl das Abkommen ausschliesslich auf Gegenseitigkeit beruht, fügt es sich nicht nur organisch in den gewaltigen Plan der Neuregelung Südosteuropas im autarken Europa ein, sondern bildet gleichsam den Kern der landwirtschaftlichen Organisation.

Wenn — wie man so oft sagen hört, — Wien das Tor Südosteuropas ist, so ist unstreitbar Ungarn der Vorraum, durch den man zu diesem Tor gelangen kann. Betrachtet man die Karte, so muss man dieser Behauptung wohl recht geben, da die vom Westen kommenden Eisenbahnen und Strassen, die sich in Wien treffen, dem Wasserlauf der Donau gleich über Ungarn nach Süden und Osten weitergehen. Daraus folgt, dass das Schicksal Ungarns mit dem Südosteuropas eng verbunden ist. Höchst wahrscheinlich ist, dass Südost-

europa, vielleicht schon in naher Zukunft, eine landwirtschaftliche Einheit bilden wird, ganz unabhängig von den Staaten und Nationalitäten, die es bewohnen; jede von ihnen wird sich in ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen anpassen müssen. Dass die Schaffung dieser Einheit nicht durch politisches Machtgebot, sondern durch wirtschaftlichen Zwang erfolgen wird, ist unzweifelbar. Der Beweis dafür ist, dass vor fast einem Jahrzehnt eine aussenstehende Grossmacht vergeblich bemüht war, die Staaten dieses Raumes in einer politischen oder landwirtschaftlichen Einheit zu vereinigen.

Zur Zeit der allgemeinen Weltkrise im Jahre 1932 befanden sich sowohl Ungarn, als auch sämtliche südosteuropäische Staaten in einer äusserst schwierigen Lage. Allerdings hätte man das Schwierige unabhängig von der Weltkrise überwinden können, wenn die ungesunde Konkurrenz, die zwischen den wichtigsten Staaten Südosteuropas, namentlich Ungarn, Jugoslawien und Rumänien bestand, teils durch rationelle Erzeugung, die sich den Forderungen des Absatzgebietes anpasst, teils durch die damit eng verbundenen finanziellen Regelungen zu beseitigen gewesen wäre. Der unschätzbare Wert des Neuordnungsplanes der Achse, zu dem das neue deutsch-ungarische Agrarabkommen den Ausgangspunkt bildet, besteht eben darin, dass er ein Absatzgebiet für die einheitlich erzeugten, sich dem jeweiligen Bedarf anpassenden Agrarprodukte Südosteuropas zu schaffen bemüht ist.

Der Sachlichkeit halber sei erwähnt, dass man die grosse Wichtigkeit dieser Fragen schon früher erkannt hatte, als es sich bei der im August 1930 in Warschau abgehaltenen Agrarkonferenz herausstellte, dass die Agrarstaaten Südosteuropas nicht in der Lage sein werden, die auftauchenden Probleme untereinander und aus eigener Kraft zu lösen. Zunächst war es Frankreich, das nach einer Frist von zwei Jahren den Gedanken der Abhilfe erwog.

Der *Temps* vom 2. März 1930 brachte als erster die Nachricht von einem Abkommen zwischen Frankreich, England und Italien, das die Zollunion der südosteuropäischen Staaten bezweckte. Obwohl die Frage von der Weltpresse — allerdings nur im allgemeinen — erörtert wurde, erfuhr man darüber Sicheres erst, als der französische Gesandte in Berlin die Denkschrift überreichte, die in der Wirtschaftspolitik Südosteuropas unter dem Namen des damaligen französischen Ministerpräsidenten als *Tardieu-Plan* bekannt ist.

Den Ausgangspunkt des Projektes bildete der Genfer Bericht über die traurige finanzielle Lage Ungarns und des damals noch von

Deutschland getrennten Österreich, aus der es nur einen Ausweg geben konnte: die Zusammenarbeit mit den benachbarten Staaten. Frankreichs Plan war, Österreich, Ungarn, die Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien in einem rein wirtschaftlichen Verband zusammenzufassen, um dadurch die wirtschaftliche Einheit wieder herzustellen, die mit dem Zerfall der österreich-ungarischen Monarchie gleichsam von einem Tag auf den andern verschwunden war.

Frankreich erbot sich das Unternehmen finanziell zu unterstützen, falls die übrigen interessierten Mächte sich geneigt erklärten, die im Abkommen vorgeschriebenen Verpflichtungen auf sich zu nehmen.

Auf Englands Rat, das den Entwurf billigte, sollte auch Bulgarien in den landwirtschaftlichen Verband aufgenommen werden. Doch konnte England nicht aktiv an der Verwirklichung des Planes mitwirken, da die Vorbereitungen zur bevorstehenden „Round-Table“-Konferenz in Ottawa, die die Autarkie des Mutterlandes und der Domänen erklären wollte, seine ganze politische Tätigkeit in Anspruch nahm.

Dass die Stellungnahme Italiens der Denkschrift gegenüber nicht ganz der verfrühten Verlautbarung des *Temps* entsprach, wurde bald offenkundig: denn obwohl Italien viel an dem Schicksal des benachbarten Österreich und Ungarn lag, konnte es seine Besorgnis darüber nicht verhehlen, dass die wirtschaftlich starke Tschechoslowakei in dem Donauverbände die Hegemonie an sich reißen würde. Dies wäre allerdings nur eine Nebenfrage gewesen, die mit ein wenig gutem Willen überbrückbar gewesen wäre; aber der Tardieu-Plan hatte einen Grundfehler, an dem er unbedingt scheitern musste: denn obwohl sowohl Frankreich, als auch England sich dessen bewusst waren, dass die Regelung des Donaubeckens ohne die Zustimmung und Mitwirkung Deutschlands undurchführbar sei, waren sie doch aus rein politischen Gründen bemüht, Deutschlands Einfluss möglichst ganz auszuschalten.

Unter solchen Umständen war die von Anfang an ablehnende Stellungnahme Deutschlands dem Tardieu-Plan gegenüber leicht zu verstehen. Im Laufe der Verhandlungen und Notenwechsel wies Deutschland immer öfter und schärfer darauf hin, dass die genannten Länder ohne auswärtige Hilfe nicht in der Lage seien, das Problem der Überproduktion an Agrarprodukten lösen zu können.

Deutschland wollte dem — bereits von Italien befürchteten — Einfluss der Tschechoslowakei mit allen Mitteln vorbeugen, und als zunächst liegender aufnahmefähiger Staat durch eine Zusammenarbeit mit den Agrarstaaten über die augenblickliche Krise hinaus seine stän-

dige Hilfe sichern. Frankreich und England behaupteten dagegen die Lebensfähigkeit der mit der Tschechoslowakei zu einer wirtschaftlichen Einheit vereinten, südosteuropäischen Agrarstaaten.

Die sich immer schärfer gegenüberstehenden deutsch-italienischen und französisch-englischen Interessen spitzten sich dann bei der zwischen dem 4. und 8. April in London stattgefundenen Viermächte-Konferenz zu einem politischen Zweikampf zwischen Deutschland und Frankreich zu. Da die Stellungnahme beider Parteien unvereinbar war, wurde die erwünschte Lösung der Frage nicht erzielt.

Auch in der Konferenz von Lausanne, die unter den zahlreichen Konferenzen des Jahres 1932 die erwähnenswerteste war, blieb das Problem der südosteuropäischen Agrarstaaten ungelöst. In der im September desselben Jahres nach Stresa einberufenen Konferenz befasste sich ein Ausschuss mit der immer dringender werdenden Frage.

Die Delegierten Polens und Rumäniens waren der Ansicht, dass der seinerzeit in Warschau gefasste Beschluss unverändert durchzuführen sei. Der französische Delegierte, *Coulondre* schlug vor, die landwirtschaftlichen Erzeugnisse Südosteuropas zu überwerten. Als Entgelt dafür verlangte er Zollbegünstigungen für den Export jener Staaten, die gewillt wären, für die Agrarerzeugnisse Südosteuropas den vorausbestimmten, höheren Preis zu bezahlen. Frankreich erklärte sich bereit, 25% der landwirtschaftlichen Produkte zu übernehmen, falls Deutschland, Italien, die Schweiz, Belgien, die Tschechoslowakei die Übernahme der übrigen 75% garantierten.

Der Delegierte Deutschlands, *Posse*, hielt an Stelle des mehrseitigen Abkommens den zweiseitigen für vorteilhafter, bei dem die Parteien unter einander nach bester Einsicht ihre Interessen zu wahren trachteten.

Italien, das auch gegen den französischen Vorschlag Stellung nahm, wollte sämtliche Staaten Europas, ohne Rücksicht darauf, ob sie mit den südosteuropäischen Staaten in Handelsbeziehungen stehen oder nicht, mit den Kosten der Hilfeleistung belasten. Dies war der Punkt, in dem der Vorschlag Italiens am wesentlichsten von allen Projekten abwich, und wir können ruhig behaupten, dass damals Italien zuerst die heute verkündete Idee von der Schicksalsgemeinschaft Europas aufwarf.

Es ist vielleicht nicht nötig zu erwähnen, dass die Verwirklichung der zahlreichen, oft sehr wertvollen Vorschläge und Pläne, die im Laufe der fast zahllosen Besprechungen und Konferenzen zur Verhandlung gelangten, unterblieb, weil der schon damals zwischen den

Grossmächten Europas bestehende politische Gegensatz alles verteilete.

Das Problem der südosteuropäischen Staaten, das im Wirbel und Wandel der Zeiten nichts von seiner Bedeutung eingebüsst hat, dessen Lösung heute im Gegenteil wichtiger und dringender denn je erscheint, steht wieder im Mittelpunkt der Interessen.

Die seit dem Zerfall der Monarchie immer wieder ersehnte Wiederherstellung einer geschlossenen, sich durch Erzeugung und Verbrauch wirtschaftlich ausgleichenden Einheit steht bevor, doch werden sich ihre Grenzen im autarken Europa von den russischen Steppen bis zum Atlantischen Ozean erstrecken.

Es fragt sich nun, welche Rolle den südosteuropäischen Agrarstaaten in diesem neuen Europa zugedacht ist und welche Vorteile sich daraus für Ungarn ergeben werden, das durch seine intensive landwirtschaftliche Kultur und durch die Qualität seiner Produkte in der Rangordnung der Agrarstaaten zweifellos an erster Stelle steht.

Wir können vor allem feststellen, dass, wenn die geplante Regelung Europas verwirklicht wird, die Staaten Südosteuropas ein für allemal der Sorge ledig werden, wie und wo sie ihre Agrarprodukte am besten verwerten könnten. Europa wird seine eigene Börse haben, deren Preise ganz unabhängig von der Preisgestaltung des Weltmarktes, einzig und allein von dem Angebot und der Nachfrage der Waren bestimmt und die Konkurrenz der überseeischen Produkte nicht mehr zu befürchten haben werden.

Der Umstand, dass nunmehr die wirtschaftliche Statistik die Produktion der Landwirtschaft dem jeweiligen Bedarf entsprechend regeln und bestimmen wird, bietet den Agrarstaaten nur weitgehende Vorteile. So sonderbar es auch klingen mag: der Landwirt des neuen Europa wird ebenso wie der Handwerker, auf Bestellung arbeiten. Auch wird er, wie der Besitzer eines Betriebes seine Kalkulation im voraus machen können, was bisher nicht der Fall gewesen war. Nur die Beteiligten und Kenner der Agrarfrage wussten von der verzweifeltten Konkurrenz, die, kaum dass die Ernte eingeführt war, sich Jahr um Jahr wiederholte, weil der Bauer und Kleingrundbesitzer in Geldnot war und seine Ernte um jeden ihm gebotenen Preis verkaufen musste. Nur der mit Kredit oder grossem Betriebskapital arbeitende Grossgrundbesitzer war in der Lage, — allerdings auch dieser nur durch kostspielige Lagerung — für seine Ernte eine günstige Preisgestaltung abzuwarten.

Freilich kann dies alles nicht von heute auf morgen geschehen. Die Landwirtschaft der einzelnen Staaten muss zunächst von Grund

auf geregelt werden. Wie wir aus der Rede des ungarischen Ackerbauministers erfahren, soll die Umstellung der ungarischen Landwirtschaft im Jahre 1942 beginnen und nach Bestimmungen deutscher und ungarischer Fachkreise in fünf Jahren zur Durchführung gelangen.

Der landwirtschaftliche Fünfjahrplan, der sich naturgemäss in erster Linie dem Klima anpasst, wird vor allem die intensive Kultur der Samen, Heil-, Handels- und Industriepflanzen betreiben.

Selbstverständlich wird man bei der Umstellung des Ackerbaues dafür Sorge tragen, dass in der Volksernährung keine Stockungen eintreten und der Bedarf der Bevölkerung in jeder Hinsicht gedeckt sei.

Mit dem neuen deutsch-ungarischen landwirtschaftlichen Abkommen hat Ungarn zweifellos sehr schwere Verpflichtungen auf sich genommen. Doch wollen wir sowohl im Interesse des Landes, als auch des im Werden begriffenen Europa hoffen, dass Ungarn, sein Bestes leistend, diesen Verpflichtungen nachkommen wird.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

IM GLANZE DER WEIZENFELDER

ÁRPÁD TÓTH

Lustwandle ich auf weiter Strasse
in pärchenreichen Abendstunden,
und ist das Stadtbild schon entschwunden,

Hält mich gebannt auf reifen Feldern
Der Sonnenglanz der Weizenfluten,
Es strecken sich die gelben Tafeln
Ernst, reglos in den Abendgluten.

Von irgendwo am Waldesrande
Sich frische Lüftchen rührig regen,
Jedoch die östlich trägen Äcker
Sich überhaupt fast nicht bewegen.

Es schläft die fette Ungarnerde
Und lässt die überreichen Saaten
So wie der Löwe seine Mähne,
Auch mürrisch in der Sonne braten:

Der Löwe der sich her verirrt
In dieses fremden Weltteils Mitte,
Man jagt auf ihn seit tausend Jahren
Und hemmt ihm jeden seiner Schritte, —

Er murrst nicht mehr; streckt aus den schönen,
Geplagten Körper sonnumflossen,
So liegt er da, harrt seines Schicksals,
Im Glanz, bewegungslos, verdrossen.

Trifft etwa Anstatt er zum Sprunge
Und schürt in sich sein tiefes Grollen
Bei abendrotem Ährenblinken
Zu furchterregend starkem Wollen?

*Und sollte etwa seine Pranke
Dann über ganz Europa fegen,
Eh' sich der Asienlöwe einstens
Zum grossen Schlaf wird niederlegen?*

*Wer weiss es? Oh, du teure Erde,
So oft getränkt mit Blut und Zähnen,
Du, Ungarlandes ernster Boden
Ich streichle zärtlich deine Ähren.*

*Sieh, mich, des Frondienstmannes Sprossen,
Den längst zu seinem Kinde machte
Der allbezaubernd feine Westen;
Doch seh ich dich, da dringt ganz sachte*

*Ein Lied aus meiner Seele Steppen,
Es klingt, an Stutenmilch gemahnend,
Klagt matt im Dämmerlicht und endet
Am Weizenfeld den Abend ahnend.*

Übersetzt von Elsa Reitter Podhradzky

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

DER BAKONY

VON BÉLA HAMVAS

Bakony heisst eine waldige Gebirgskette, die sich parallel zum Plattensee im westlichen Teile Ungarns dahinzieht. Der Ursprung des Wortes ist nicht näher bekannt. Aber wenn der Ungar das Wort Bakony hört, denkt er zunächst nicht an dieses Gebirge, sondern an den Wald darin. Das Wort enthält eine ganze Mythologie. Dies war seit tausend Jahren der Ort, wohin sich der wilde und ungebändigte Mensch zurückzog, wo er sich verborgen hielt. Zur Zeit Stefans des Heiligen flüchtete sich der Heidenführer Koppány hieher, um so dem Christentum zu entgehen. Hieher flohen auch die letzten Wegebummeler und Strassenräuber gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts. Und seit Stefan dem Heiligen bis zum vergangenen Jahrhundert hatte der wilde Bakonyerwald immer den Aufrührer geborgen. Das ist die Bedeutung des Bakonyerwaldes, das ist der Bakony-Mythos des Ungarn, die dichte Wildnis, die allen, die mit der Welt in Zwiespalt leben, Zuflucht gewährt. Besonders aber dem, der sich gegen die Regierungsgewalt auflehnte, aus Sehnsucht nach Unabhängigkeit und aus Liebe zur Freiheit, aus extremem Individualismus, da er den revolutionären Geist des persönlichen Ichs nicht unterdrücken konnte. Dunkel und dicht war die Wildnis, mit vielen geheimnisvollen Höhlen und Abgründen, versteckten, schwer zu erreichenden Tälern. Wer die Welt und wen die Welt nicht verstehen kann, flieht hieher. Hier, zwischen den Bergen ist noch alles in elementarem Urzustand; daher kommen Menschen hieher, in denen noch elementare Kraft lebt.

Betritt man den Bakonyerwald, so fühlt man diese elementare Gewalt gleich. Die Bewohner sind schlichter, unzivilisierter als jeder andere Menschentyp in jedem anderen Landesteil. Dunkel und geheimnisvoll sind die Täler. Die Bäume, die hier wachsen, sind Titanen mit riesigen Kronen. Nichts ist leichter, als sich im Bakony zu verirren. Nicht darum, weil er äusserst spärlich bewohnt ist, die Niederlassungen weit zerstreut und in der Wildnis kaum einige Wege zu finden sind, sondern vor allem darum, weil der Wald wie ein Dschungel verwirrend ist. Nach einiger Wanderung verliert man in dem immer gleichen Dunkel des Waldes und dessen dunkelbraunem Boden seinen Orientie-

rungsinn. Hier walten Kräfte, gegen die sich der Mensch vergebens mit Karte und Kompass rüstet. Der Mythos des Bakony ist der Urwald, die menschenlose, heidnische dunkel-rätselvolle Wildnis, voll lauernder Gefahren, von unerwarteter Wildheit und verwirrendem Dickicht.

Der erste Eindruck, den ich von dem Gebirge und seinem Wald erhielt, entsprach diesem Mythos vollkommen. Und jeder, mit dem ich später über den Bakony sprach, erlebte das Gleiche. Überall zeigt sich irgendwie die elementare, menschenlose Natur in ihrer furchterregenden, oft gefährlichen Gestalt. Seinerzeit ging ich als Student, im Hochsommer 1920 in den Wald, mit Lebensmitteln für einige Tage im Rucksack. Ich hatte die Absicht, im Walde zu schlafen. So dachte ich mir die Sache, recht romantisch, aber auch darum, weil ich dies auf Ausflügen schon öfter tat. Nun wollte ich das Gleiche im Bakony versuchen. Am Nachmittag kam ich bis *Nagyvázsony* und wollte den nächsten Berg ersteigen. Besonders lockte mich der Kab-Berg mit seiner vulkanischen Form; auf diesem wollte ich die Nacht verbringen.

Das Wetter war mild, Windstille herrschte. Erhitzt kam ich bei Einbruch der Dämmerung auf der Höhe an, trocknete meine Kleider und begann zu essen. Ich war zu müde, um Feuer zu machen und ass von meinen Vorräten aus dem Rucksack. Dann sammelte ich trockenes Gras unter einem Baum, legte mich und da es noch hell genug war, nahm ich mein Buch in die Hand und begann zu lesen. Ich vertiefte mich in das vierzehnte Kapitel der Bekenntnisse *Rousseaus*, aber der Schlaf drückte mich sehr.

Der Himmel war schon ganz dunkel; ich legte das Buch weg. Da hörte ich unten im Tal ein heiseres Bellen. Rasch kam es näher, von Jaulen begleitet. Ich kannte diese Töne von früher. Einmal gehört vergisst man sie nimmer. Es war das Heulen von Wölfen. Aufrichtig gesagt, hatte ich ziemlich Angst. Ich war sechs Wegstunden von dem nächsten bewohnten Ort, allein im wilden Wald, auf Bergeshöhe, ohne Waffe, nur mit einem Bergstock gerüstet. An den Schlaf dachte ich wohl nicht mehr. Immer näher kam das Heulen, es war mir, als hörte ich das Brechen der Zweige aus derselben Richtung, aus der ich heraufkam. Sie verfolgen meine Spur und suchen mich, dachte ich. Im Nu warf ich meine Sachen in den Rucksack und kletterte, Schande hin, Schande her, so schnell wie möglich auf den Baum. Es war zum Glück eine ziemlich hohe Eiche. In zwei Minuten waren die Wölfe da. Wie viel es waren, weiss ich nicht, gewiss mehr als einer. Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Sie stürzten sich dorthin, wo ich gelegen hatte, blickten zu mir herauf, in ihren Augen gleisste das grüne Licht. Sie brumnten, schnauften, gähnten. Eine Zeit waren sie verschwun-

den, dann aber kamen sie zurück und lauerten bis zum Morgen. Bei Sonnenaufgang waren sie auf einmal verschwunden.

Viele zweifelten an der Wahrheit meines Abenteuers. Man hielt es für unmöglich, dass es in Ungarn Wölfe gäbe, und diese versuchen sollten, einen Menschen anzugreifen, noch dazu im Sommer. Eine Zeit sprach ich nicht mehr darüber, da ich fürchtete, ausgelacht zu werden. Später rechtfertigte mich ein Förster, der erzählte, dass nach dem Weltkrieg, niemand weiss wie, in der Tat Wölfe im Bakony erschienen, die sich freilich auch vermehrten. Zwar sah er selbst keinen einzigen, aber ein staatlicher Förster erlegte einen aus dem Rudel. Auch hörte er, dass Bauern einige Wölfe erschlugen; die übrigen verschwanden. Heute gibt es sicher keine Wölfe mehr im Gebirge. Umsomehr andere Raubtiere, Füchse, Luchse, Wildkatzen.

Dies war mein erstes Erlebnis in der Urwildnis des Bakonyerwaldes. Und so oft ich den Wald auch nur vom Weiten sehe, erwacht in mir immer die Stimmung jener Nacht: ich sitze auf der hohen Eiche und unter mir schnuppern die Bestien. In den Bäumen weht der leise Nachtwind, sonst herrscht unendliche Stille. Weit und breit keine Spur menschlichen Lebens. Damals erlebte ich, was ein Urwald ist.

Zu dieser Zeit waren die Turisten noch ziemlich unbekannt. Niemand verstand, was ich eigentlich wollte, als ich mit meinem Rucksack und Bergstock durch die Dörfer ging, um Milch bat oder Brot kaufte. Lebensmittel gaben die Leute gerne, Unterkunft aber nicht. Sie waren misstrauisch. Vergebens erklärte ich ihnen, dass ich nur die Gegend durchstreifen, die Schönheit der Natur, die Berge und Wälder geniessen will, sie glaubten es nicht. Was sieht man denn in einem Walde? Eine alte Frau bewirtete mich in freundlicher Weise, aber nur um mir zu entnehmen, wer ich sei und was ich verkaufen wolle. Sie hielt mich für einen Agenten.

Das gefährliche und etwas beschämende Abenteuer des ersten Besuches nahm mir indessen nicht die Lust zu weiteren Ausflügen; im Gegenteil. Damals wanderte ich nur ziellos ins Blaue, später durchstreifte ich den ganzen Bakonyerwald wiederholt planmässig. Ich lernte die unberührte Natur in ihrer Wildheit kennen, wie man sie heute nirgends mehr im Lande finden kann. Und so oft ich in den Bakonyerwald ging, traf ich immer wieder diese urwüchsige Kraft. Allerdings versucht die heutige Welt alles, diese Kraft zu brechen; so stirbt der Wald mehr und mehr aus. Kam ich in letzter Zeit in den Wald, musste ich immer über die Kahlheit eines Bergrückens, eines einst dichten Tales trauern. Ich kannte noch die stattlichen Buchen und Eichen, in deren Schatten man stundenlang wandern konnte, ohne

jemandem zu begegnen. Die Bäume werden auf grossen Gebieten ausgerottet, wodurch oft das Grundgestein des Gebirges, der kalkhaltige Karst aufbricht. Auf der Hochebene von Veszprém z. B., wo der Wald schon früher gerodet wurde, gelang es nicht mehr einen neuen Wald aufzuforsten. Bevor die jungen Bäume aufgewachsen waren, trugen Wind und Regen die Erde fort und die Hochebene wurde kahler Fels; heute ist sie bereits an vielen Stellen karstig. Auch ist die Landschaft äusserst wasserarm. Oft muss man einen halben Tag gehen, um Trinkwasser zu finden. Dies ist der grösste Mangel des Bakony.

Aber die urtümliche Wildnis lässt sich nicht zähmen. Wo der Wald ausgerottet wird, entsteht eine Wüste, ebenso wild, wie der Wald. Auch die Witterung ist ungünstig. Im Winter ist der Nebel so dicht, dass man — hat man einmal den Weg verfehlt —, am besten abwartet, bis der Nebel aufsteigt, sonst verirrt man sich rettungslos. Der Rauhreif ist manchmal so dicht und schwer, dass er einen Leitungsdraht von fünf Millimeter Durchmesser zerreist. Ich hörte von Stürmen, die Eisengerüste aus ihrem Betonbett herausrissen. Das Gewitter im Bakony ist gewaltig. Ein einsam jagender Graf blieb einmal während eines Gewitters auf dem Stand. Von dem schauerlichen Donnern und von der Kraft des Blitzschlages wurde er angeblich in einigen Stunden ganz grau.

Aber gerade darum gewann ich den Bakony lieb und eben darum komme ich immer hierher, wenn ich nur einige Tage frei habe. Dies ist die einzige Landschaft Ungarns, wo man tagelang einsam wandern kann.

Diese Landschaft ist auch abwechslungsreich. Als ich zuletzt eine Woche hier wanderte, um das ganze Gebirge der Länge nach planmässig zu durchstreifen, wollte ich eben diese Vielfältigkeit kennenlernen. Jede Jahreszeit hat etwas Neues, am schönsten aber sind zweifellos die letzten Maitage. Der wasserarme Boden ist dann noch von Winterfeuchtigkeit vollgesogen und die Blumenpracht besonders in den tiefergelegenen Tälern wunderbar. Schwindel erfasst uns in den würzigen Duftwolken, der zwitschernde Vogelgesang berauscht. Silberne leuchtet das Gras im üppigen Morgentau und der Himmel ist flammend blau. Tausend Käfer, Bienen und Falter summen und fliegen über den blühenden Wiesen, und langsam plätschernd schlängelt zwischen den Büschen das klare Bächlein dahin.

Wunderbar heiter war das Wetter, die milde Mailuft wehte lau, als ich in *Várpalota* aus dem Zuge stieg, um mich in Wald und Gebirge zu verlieren. *Várpalota* ist eine uralte Siedlung, die ihren Namen („Burgpalast“) von der angeblich hier gebauten Felsenburg des Hei-



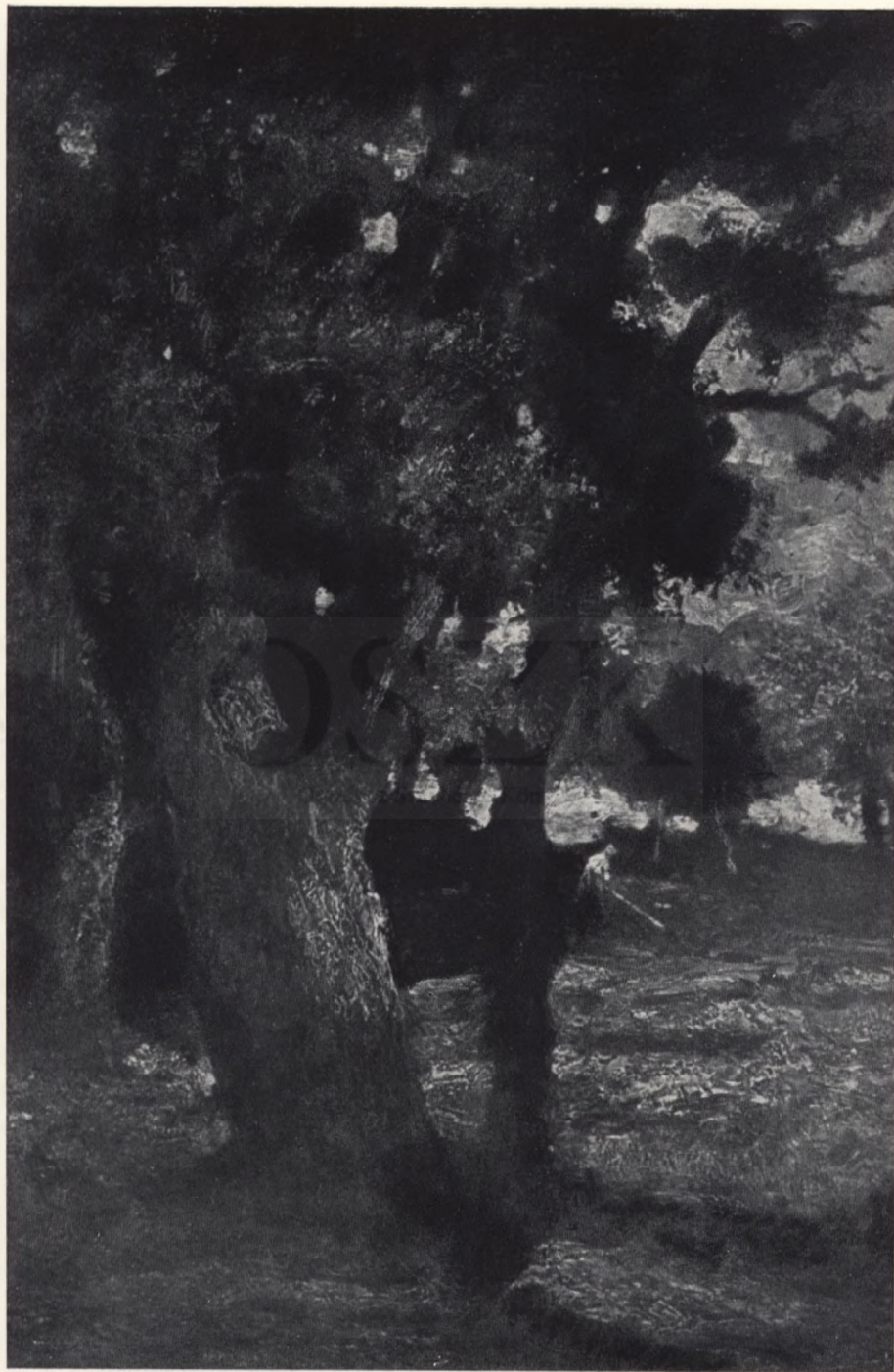
OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Buchen im Bakony. Gemälde von Ladislaus Paál

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

ligen Stefans erhielt. Tatsächlich steht in der Mitte der Gemeinde noch heute ein palastartiges Gebäude. Dies ist die einzige Sehenswürdigkeit des Städtchens. In seiner heutigen Form stammt der Bau wahrscheinlich aus der Mitte des 15. Jahrhunderts; er wurde mehrmals umgebaut und seine ursprüngliche Form ist kaum zu erkennen. Die Stadt selbst sagt nicht viel, doch hat sie immerhin historische Stimmung. In Ungarn, wo lange Zeit hindurch viele und mächtige fremde Kräfte das Land verwüsteten, sind Denkmäler aus frühen Zeiten grösstenteils verschwunden, selten trifft man ungetrübte Vergangenheit. Das älteste Denkmal, das wir aus der Zeit nach der Türkenherrschaft besitzen, stammt aus dem 18. Jahrhundert. Von den älteren Bauten blieben nur die Grundmauern übrig, oft aber weiss man nicht einmal mehr, wo diese sind. Die Architektur der ungarischen Vergangenheit liegt unter der Erde. Nur die Atmosphäre blieb erhalten, man fühlt, dass hier die Vergangenheit lebt. Und es ist gut, Stätten aufzusuchen, wo noch Spuren der Ahnen leben, wenn auch nur spärlich.

Hat man die Stadt durchquert, so erreicht man auf einem Weg zwischen kahlen Kalkfelsen ein enges Tal. Hier hat der Wanderer gleich Gelegenheit, ein Kennzeichen des Bakony kennenzulernen. Die Landschaft hat Phantasie. Man geht hier eine halbe Stunde in einem Tal, das ebenso in Bosnien oder sonst wo im Karst liegen könnte. Dann kommen nach und nach Bäume; sie werden immer grösser, das Laub immer dichter. Gewaltige Buchen, hie und da Linden und Eschen. Immer massiger werden die Baumstämme. Die brennende Hitze verwandelt sich in feuchte und kühle Waldluft. Hier hat die Landschaft wieder ganz anderen Charakter. Vorher wanderte man noch auf dem kalkigen Karst, nun aber ist es, als wäre man im Nibelungenwalde. Die grüngrauen, moosigen Steine an dem Weg zaubern in der dunstigen, grauen, nebeligen Luft die Umwelt der germanischen Mythologie herauf. Das Tal verengt sich, wird immer felsiger, steile Mauern steigen auf beiden Seiten empor. Lugt man durch die Bäume, so sieht man überall drohende, wilde Felsenblöcke, die oft auch den Weg versperren. Plötzlich erblickt man ein gewaltiges Felsenriff, darauf die Ruine eines Turmes. Der Fels heisst Bátorkő („Stein des Tapferen“). Angeblich wurde der Turm im 14. Jahrhundert erbaut, und gehörte zum Jagdschloss des Königs Matthias.

Nach etwa einer halben Stunde lichtet sich der Wald. Man merkt, dass die Stämme dünner, schliesslich ganz schlank werden. Bald kommt ein kleiner Hain. Verstreut stehen Bäume, krumme Eichen, aber man denkt, es seien Ölbäume. Die Landschaft ist so südlich, dass man die See sucht. Plötzlich glänzt Wasser zwischen den Bäumen.

Freilich nicht das Meer, nur ein kleiner See. An seinen Ufern weidet eine Schafherde — ganz eine griechische Landschaft.

In zwei Stunden hat man somit ein karstiges Felsental, den Nibelungenwald und eine attische Landschaft. Dies ist die wundervoll abwechslungsreiche Landschaft des Bakony.

Bald gelange ich auf einen Berg, der nach einer Geschichte von einem Hofnarren des Königs Matthias „Kasten des Markus“ heisst. Übrigens begegnet man den Spuren des grossen Königs überall im Bakony. Er hatte in dieser Gegend viele Jagdschlösser und Jagdhäuser und liebte es, hier zu jagen. Auf Schritt und Tritt trifft man Erinnerungen an ihn, Quellen, Höhlen, Bergspitzen, Täler, Felsen wurden nach ihm benannt. Irgendeine Beziehung mag zwischen ihm und dem Gebirge bestanden haben. Keine andere Nation besass je einen solchen Herrscher. Er vereinigte in sich den Herrscherwillen eines Pharaos, die Klugheit eines modernen Diplomaten, Kaltblütigkeit und Umsicht, den Wahrheitssinn eines Philosophen und den Geschmack eines Künstlers. Er war grosszügig wie Friedrich der Grosse, gewalttätig wie Peter der Grosse, klug und gebildet wie Papst Leo der X., Autokrat wie der Sonnenkönig, liebte das Abenteuer wie Richard Löwenherz, konnte herrschen wie Karl der Grosse, war gerecht wie Salomon, vornehm wie Augustus und liebte das Volk wie Harun al Raschid.

Der Weg führt weiter nach Tés. Es ist dies ein kleines Dorf auf einem Bergrücken, berühmt wegen seiner Windmühlen und des ständigen wehenden schneidenden Norwestwindes. Ein unangenehmer und zugiger Ort, in der Tat nur für Windmühlen geeignet. Ich verlasse ihn rasch, und gehe bergab durch einen jungen Eichenwald. Mein Ziel ist die Wiese unten im Tal, die mein grosses Landschaftserlebnis war. Als ich in den Bakony zu gehen beschloss, schwebte mir diese Wiese vor Augen. Der Wald öffnet sich und ich bin an meinem Ziel. Ich erinnere mich noch, als ich das erstemal hier war. Als ich aus dem Walde trat, fiel mir gleich das Gemälde Böcklins, „Gefilde der Seligen“ ein. Obwohl die Landschaft gar nicht diesem Bilde gleicht, ist es unmöglich, anders in Worte zu fassen, was sie bietet. Charakter, Stimmung, Geist sind dieselben. Ich empfand dies damals, als ich sie zum erstenmal erblickte, und auch jetzt, da ich alles wieder sehe. Über der Wiese mit ihrer blühenden Ruhe und strahlenden Heiterkeit, schwebt frisch und harmonisch ein seliges Gefühl von entzückender Lieblichkeit, man glaubt, die Wiese sei nicht hier auf Erden, sondern in den Gärten des Elysiums, wo Götter und Selige leben. Ich setze mich und bewundere die Blumen, atme den Duft der Gräser. Mein Entschluss steht fest, einmal auf mehrere Tage hierher zu kommen,

mit Zelt und Ausrüstung; dann will ich nicht aus dem Tal. Dann will ich mich an dieser Schönheit und überirdischen Ruhe sättigen.

Eine halbe Stunde vom „Gefilde der Seligen“ liegt ein anderer seltsamer Ort, „römisches Bad“ genannt. Angeblich stand hier wirklich ein Bad der Römer. Die vorher geschilderte Landschaft hat nichts Irdisches an sich, sie könnte weder in Italien, noch in der Schweiz oder in der Provence liegen. Das „römische Bad“ dagegen hat etwas grotesk Phantastisches, als ob es ein Stück aus dem nordamerikanischen Yellowstone-Park wäre. Die herabhängenden, moosigen Felsen sind sonderbar geformt, überall rieselt Wasser. Die Kluft ist düster, die Sonne unsichtbar. Über Felsenplatten stürzt der breite Bach, zwischen wildem Gestrüpp und nackten Wurzeln. Das ganze ist eher fesselnd als schön, traumhaft, aber beunruhigend, düster und furchterregend. Ich ruhe auf einer Felsenplatte und esse etwas; um mich der Wasserfall, die Wellen stürzen an mir vorbei.

Dann erhebe ich mich und setze meine Wanderung über den schmalen Waldpfad gegen das nächste Dorf, *Bakony* — fort.

Im Bakonyerwald gibt es nur zwei rein ungarische, alte Ortschaften. Die eine ist *Bakonybél*, eine alte Siedlung aus der Arpadenzeit, mit einer Abtei, die ihre Gründung bis zu dem ersten König zurückführt. Die andere ist *Szentgál*, wo König Matthias seine Jäger ansiedelte. Die übrigen Ortschaften, etwa zwanzig, sind teils slowakisch, überwiegend deutsch. In einzelnen Dörfern wohnen Deutsche und Ungarn gemischt, so z. B. in *Polány*, wo *Ungarisch-Polány* von Ungarn, *Deutsch-Polány* von Deutschen bewohnt wird. Das fruchtbare und reiche Tal, das die beiden Gebirgsketten des Bakony von einander scheidet, wird fast ausschliesslich von Deutschen bewohnt: *Bánd*, *Márkő*, *Herend*, *Városlőd*, *Ajka*. Ungarisch spricht nur die jüngere Generation. Die Deutschen wurden hier im 18. Jahrhundert durch die Habsburger angesiedelt. Vermutlich empfand man die Notwendigkeit, das rebellische, innerlich noch immer heidnische Ungartum des Bakony durch die friedliche, deutsche Bevölkerung im Gleichgewicht zu halten. So traten die Deutschen an die Stelle des Ungartums; der ursprüngliche magyarische Typ des Bakony ist heute fast völlig ausgestorben und lebt nur mehr als Mythos.

Im allgemeinen hält man die Ungarn für ein Volk, das nur in der Ebene lebt und sich nur dort wirklich heimisch fühlt. Auch Geschichte und Dichtung scheinen diese Annahme zu bestätigen. Doch konnte sich diese Auffassung nur darum ausbilden, weil niemand den ungarischen Gebirgsbewohner kennt. Hier aber trifft man ihn noch, allerdings selten, doch wer ihn einmal sieht, vergisst ihn nicht mehr. Der Ungar

des Bakonyerwaldes starb aus, bevor er hätte in Geschichte und Dichtung eingehen können. Vor zwei Generationen blühte und lebte dieser Typ noch, der Mensch des Bakonyerwaldes, der nicht zu zähmen, höchstens zu vernichten war. Nur hier und da findet man Aufzeichnungen über ihn, besonders bei Karl Eötvös, der so viele Geschichten aus dem Bakony erzählte.

Die Deutschen konnten sich, obwohl sie beinahe schon zweihundert Jahre hier sind, offensichtlich nicht einleben. Als ich zum erstenmal in die Gegend des Kab-Berges kam und hier die kleine Ortschaft *Urkut* fand, fiel mir die Unausgeglichenheit seiner Bewohner gleich ins Auge, obwohl ich weder von der Geschichte der deutschen Ansiedlung, noch davon etwas wusste, dass hier Deutsche wohnen. Ich war der Überzeugung, der Bakony sei rein magyarisch — wie könnte es auch anders sein? Wie könnte im Land des Heiden Koppány und der Rebellen eine andere Sprache als die ungarische herrschen? Die Deutschen passen nicht hierher. Landschaft, Boden, Wald und Klima sind ihnen zu wild und zu rauh.

Gewiss gibt es in der Weltgeschichte manche Beispiele für die Assimilation. Auf der Halbinsel Chile lebte ein Indianerstamm, dessen Wildheit die Spanier durch nichts brechen konnten. Da sie ihn nicht ausrotten wollten, entschlossen sie sich, Europäer anzusiedeln und dadurch die Indianer zu verdrängen. Da das Klima erträglich war, begann man mit der Ansiedlung, dieser mildereren, menschlicheren, römisch-englischen Form der Ausrottung. Die Regierung brachte friedliche, arbeitsame, verlässlich loyale Niederländer, baute ihnen Häuser, versorgte sie mit Vieh, Saat und Geräten, Schulen und Kirchen, Lehrern und Priestern, mit allem also, was ein Mensch braucht, um Kultur und Zivilisation verbreiten zu können. In einigen Jahren jedoch ging in den friedlichen Niederländern ein wunderlicher Wandel vor. Die Lehrer verjagten sie einfach, in die Kirche gingen sie nicht mehr und als der Priester sich darüber klagte, verprügelten sie ihn und drohten, ihn zu töten. Schliesslich mussten Priester und Lehrer fliehen, auch die von der Regierung eingesetzten Beamten verschwanden eines Nachts. Die Niederländer warfen ihre Kleider ab, liessen die Felder un bebaut, raubten sich gegenseitig die Frauen, jagten den ganzen Tag und führten Krieg gegen die benachbarten Indianerstämme; schliesslich wurden sie beinahe zu Menschenfressern.

Nun, bei den Deutschen im Bakony trat das Gegenteil ein. Sie wurden nicht wild, sondern blieben auch auf diesem rauhen, heidnischen Boden gesittet und mild. Aber auch weich. Hätten sie die Anlage

dazu gehabt, sie wären alle Rebellen geworden, wie Koppány, der Heidenführer.

Den magyarischen Waldbewohner traf ich in seiner reinen und ungetrübten Eigenart nicht mehr. Hie und da sah ich einen Bauern, Jäger oder Schäfer, an dem ich einzelne Züge des Urbewohners entdeckte. Ich erinnere mich da besonders an einen Förster. Er führte mich in ein Tal und zeigte mir dort einen Lindenbaum. Der Baum stand am Berghang zwischen zwei Felsen riesengross, fast sprengte er die Felsen. Dieser Baum schuf sich unter undenkbar schweren Umständen seine Daseinsbedingungen und hatte in herrlicher Höhe eine gewaltige Krone, die selbst im Bakony selten war. Als mir der Förster ihn zeigte, sah ich, dass er für ihn ein besonderes Gefühl hegte. Es war nicht einfach Liebe, Liebe ist nicht das richtige Wort für dieses Gefühl, es ist zu sittsam und weich. Der Förster fühlte Verwandtschaft mit diesem Baume, ja, er betrachtete ihn fast als höheres Wesen. Er verehrte die Linde mit beinahe religiöser Inbrunst, mit der Frömmigkeit eines Heiden. Er sagte etwas und seine Wolfszähne blitzten. Seine Hand war wie eine Wurzel klobig, trocken, knochig, seine Bewegungen die einer Wildkatze, vorsichtig und raubtierartig. Ein gefährlicher und gewaltiger Menschenschlag, kein Wunder, dass ihn die Herrscher in Wien fürchteten. Auch darüber wundert man sich nicht, dass König Matthias sich unter ihnen wohl fühlte. Unweit von hier lebte Paul Kinizsi, von dem erzählt wird, er habe seinem König einen Becher Wasser statt auf einem Teller auf einem Mühlenstein kredenzt. Er war stark wie ein Bär oder wie ein Held Ossians; sein Herz aber war rein und treu wie das eines Kindes. So war auch der urwüchsige Mensch im Bakony, der Linde gleich.

*

Ich sitze auf dem Kőrisberg, dem höchsten Berg des Bakony, und sinne über die Soziologie des Bakonyer Betyaren.

Sage ich Betyar, so denke ich an Jóska *Sobri*, den grössten unter allen fahrenden Gesellen, den mythologischen Helden. Man weiss bis heute nicht, wer und was er war, wie er eigentlich hiess und wie er endete. Karl Eötvös, der ihm einen langen Aufsatz widmete, schreibt, sein richtiger Name sei Jóska *Pap* gewesen. Aber es gibt auch andere Vermutungen. Irgendwo im Bakony lebte eine Familie namens *Csúzy*, wohlhabende Handwerker um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Der eine Sohn, ein echter Bakonyer Wolfsjunge, wollte nicht lernen, war rebellisch, und ging schliesslich durch. Niemand wusste, wo er sich herumtrieb und was er machte. Etwa fünf-

zehn Jahre vergingen, da erschien er wieder und zwar zur selben Zeit, als man vom Tode des berühmten Jóska Sobri zu reden begann. Sonderbar, dass diese beiden Ereignisse zusammenfielen.

Bei einer gerichtlichen Verhandlung, zu der auch ein herkulisch gebauter Hirte mit markanten Zügen vorgeladen war, geschah es, dass der Hirte nicht in dem Sinne aussagte, wie es der Richter gewünscht hätte. Der Richter wies ihn zurecht. Da flammten die Augen des Mannes auf; er verbat sich die Rede, er sei von Adel. Es stellte sich heraus, dass er der verlorene Csúzy-Sohn war. Der Fall erregte grösstes Aufsehen. Aus dem Hirten wurde ein Herr, da ihm eine grosse Erbschaft zufiel; er kehrte in das väterliche Haus zurück und heiratete. Der ganze Bakony hätte damals geschworen, dass dieser Csúzy eigentlich Jóska Sobri gewesen sei. Karl Eötvös ist anderer Ansicht. Er erzählt, man habe den Betyaren erschossen; sein Vater sei Augenzeuge gewesen, als ihm die Gendarmen eine Kugel in den Leib jagten. Er selbst habe auch sein Grab gesehen. Möglich, dass es so war. Wer kann es mit Gewissheit behaupten? Der Fall ist auch heute noch rätselhaft und wird nie gelöst, da die Zeitgenossen längst nicht mehr leben.

Versuchen wir die Sache aufzuklären. Wer war Jóska Sobri? Ein Betyar. Was ist Betyar? Ein Strassenräuber, der eine Bande organisiert, in die Dörfer kommt und von den Reichen seinen Tribut nimmt, sich an der Landstrasse verbirgt, die vom Markt mit voller Börse heimkehrenden Kaufleute überfällt und ausraubt. Er wohnt im Bakony, niemand weiss wo. In irgendeinem Tal, einer Kluft oder Höhle. Er hat Hehler, denen er die geraubten Sachen weitergibt und von denen er Kleidung und Nahrung erhält. Eine Frau oder ein Mädchen aus dem Dorfe ist sein Schatz. Selten bringt der Betyar einen Menschen um, selbst den Gendarmen tötet er ungerne. Lieber entwaffnet, bindet er ihn und lässt ihn dann schmachvoll an der Strasse liegen. Im Bakony nennt man Jóska Sobri nicht „Betyár“, sondern „Wildling“. Dieser Wildling ist ein Mensch, aus dem urhaft das Wolfstemperament hervorbricht, der die Zivilisation abstreift und als Raubtier in den Wald zurückkehrt. Die Menschen vom Bakony verstehen sehr gut, was das ist. Fast in jedem Menschen verbirgt sich hier ein Wolf, der leicht ausbricht, wenn man ihn reizt. Der Betyar oder Wildling hat nichts mit dem Verbrecher gemein. Er ist keineswegs ein verkommenes Wesen, wie der Raubmörder, Pirat oder Dieb. Davon ist keine Rede. Gewiss ist er ein Empörer, aber auch dies nur vom Blickpunkt des zivilisierten Menschen aus, negativ gedeutet. Das Wesentliche ist das Positive: Jóska Sobri ist die menschliche Erscheinung aller ursprüng-

lichen Unzivilisiertheit des Bakonyerwaldes. Dieser Betyar ist der Mensch, in dem sich der Bakony-Mythos verkörpert, daher eine sagenhafte, mythische Gestalt.

Doch ist vor allem etwas wesentliches ins Auge zu fassen. Gegen die Fremdherrschaft, die dem Tode König Matthias folgte, lehnte sich die Nation wiederholt auf. Immer gab es Verschwörungen, Freiheitskämpfe, offene und heimliche Empörungen. Die grössten Erhebungen knüpfen sich an die Namen des Fürsten *Rákóczi* zu Beginn des 18. und des Generals *Görgey* um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Diese Männer organisierten und führten den Krieg gegen die Habsburger. Gewiss verehrte das Volk diese Führer, doch stand es jenen immer näher, die aus seiner Mitte hervorgegangen waren, den „Wildlingen“. Solche waren z. B. der blinde *Bottyán*, oder *Ocskay*, Hauptleute *Rákóczis* oder *Damjanich*, der Unterführer *Görgeys*. Die ungarische Wesensart fand eben in diesen Männern ihre wahren Vertreter. Diese Männer waren schlagfertig, verstanden Spass, spielten dem Gegner manches Stückchen, besaßen Geistesgegenwart, Mut, Mutterwitz, Unternehmungslust, Kampfgeist und vor allem feuriges Temperament.

Nie fühlte sich der Ungar mit dem „Amtlichen“ aufrichtig verbunden. Dem Amtlichen gegenüber verhielt er sich loyal, aber kühl, stets zog ihn sein Herz zur Opposition. Diesen Oppositionsgeist versteht jedoch nur der, der das Einzigartige dieser „Wildheit“ erkennt. Auch die ungarische Dichtung hat solche „wilde“ Dichter, feurige, mutige, gerade Männer. Gerade diese stehen dem Ungarn am nächsten: *Balassi*, *Csokonai*, *Petőfi*. Sie vertreten den ewigen Koppány-Geist, der im Ungartum lebt, den urtümlichen Geist des Bakonyerwaldes.

Eigentlich ist es völlig gleich, ob *Jóska Sobri* ein *Csúzy* war oder *Jóska Pap*, ein Bauernbursche oder ein anderer. Er war ein Betyar, ein Wildling. Weder ein „Strolch“, wie der Deutsche, noch „hooligan“, wie der Engländer sagt, auch kein französischer „Vagabond“. Er hat keine Ähnlichkeit mit *Till Eulenspiegel*, *Robin Hood*, oder *Villon*. Manches lustige Abenteuer erlebt er, erlaubt sich Scherze mit den Menschen, besonders mit den Gendarmen, das Wesentliche seines Charakters aber ist, dass er ein freier Mann, ein „Wildling“ ist. Dabei ist er zuweilen ungemein geistreich, ja auch vornehm und elegant, ein echter Held. Das Volk liebt ihn über alles. In den Dörfern und Gehöften erzählt man sich Geschichten von ihm — er nehme das Geld den Reichen und gebe es den Armen. Verfolgt ihn die Behörde, so zittert die ganze Gegend, das Volk wünscht, es möge ihm gelingen

zu entkommen. Auch die Gendarmen verfolgen ihn nicht wie einen Missetäter, sondern wie ein höchst gefährliches und prächtiges Wild.

Der Bakony ist am besten durch Jóska Sobri zu verstehen; aber man muss noch die „Wildheit“ ins Auge fassen, die in König Matthias lebte: das Abenteuerrliche, die Verwegenheit, Jagdlust, Eleganz und Vornehmheit, den Humor und — die Wolfsnatur. Freilich war Matthias mehr als Sobri. Er besass all diese Eigenschaften, aber sie bemächtigten sich seiner doch nicht. Sobri war ein wildes Tal, ein Abgrund, eine Höhle, Matthias dagegen der ganze Bakony, in dem es neben furchterregender Wildheit auch ein Gefilde der Seligen, bezaubernden Glanz gibt.

Langsam gehe ich den südöstlichen Hang des Kab-Bergs hinab, gegen Nagyvázsony. Eigentlich gehe ich nicht, sondern gleite vielmehr. Der Gipfel ist so steil, dass man hinaufklettern und herabgleiten kann. Er ist kegelförmig, und zeigt den ehemaligen Vulkan an. Das Gestein ist Basalt, und es scheint, als könnte man auch an der Vegetation diesen feuerdurchdrungenen Boden wahrnehmen.

Ich wollte durch das Csinger-Tal gehen, aber der Lärm des Bergwerkes nahm mir die Lust. So ging ich geradeaus durch das Gestrüpp und gelangte auf die Berghöhe. Dort fand ich noch den Baum, auf den mich damals die Wölfe jagten, traf ein grosses Rudel Wildschweine und einen prächtigen Hirsch. Man erzählt, das hier früher in den Eichenwäldern grosse Schweineherden weideten. Damals gab es noch das sog. Bakonyer Schwein, das heute bereits völlig ausgestorben ist. Wie man hört, hatte es langes, dunkles Haar, lebte grösstenteils von den Eicheln des Waldes, hatte längere Beine als das Schwein im Alföld, konnte aber nicht so gemästet werden. Angeblich gab man die Züchtung auf, weil der Speck zu fleischig, das Fleisch zu zäh, nicht recht zu kauen war. Die Wildheit übertrug sich selbst auf die Tiere. Auch die Schafe starben hier aus, man weiss nicht warum. Möglich, dass auch in ihnen etwas Wildes, Zügelloses war.

Als ich durch den Wald ging, sah ich, dass auch die Bäume mehr und mehr aussterben. Vor fünfzehn Jahren standen hier noch mächtige Buchen. Wo mochten sie hingekommen sein, wem mochten sie Wärme gespendet haben? — Die Seite von Úrkút ist noch reicher, der Hang gegen Nagyvázsony wird jedoch immer kahler. Man sieht es den Bäumen an, dass sie nicht mehr Urwaldstämme sind, nur Industrieerzeugnisse.

Ein Freund sprach viel von diesem Berghang. Er sagte, man müsste im ganzen Tal, von Veszprém bis Tapolca hinunter die Buchen, Eichen, Eschen ausrodern, und Mandeln, Haselnüsse, Pfirsiche pflanzen.

Dieser Freund gehört zu den modernen Ungarn. Man muss wissen, dass jede ungarische Generation einen eigenen Plan und eigene Methoden zur Rettung der Nation besitzt. Jede Generation betont, die Nation retten zu wollen. Zuweilen wundere ich mich, wie viele Rettungen dieses Land schon ertrug. Einem anderen Volk ist dieser Begriff vollkommen fremd. Ruhm, Reichtum, Macht, Gerechtigkeit — sind natürliche Begriffe. Aber Rettung? Vor wem? Vor was? Nun ja, der Ungar will sein Volk immer retten, als ob es am Rande eines gähnenden Abgrundes stehen würde, oder von einer Seuche heimgesucht wäre. Der eine will durch die Einbürgerung des abendländischen Geistes helfen; der andere die ruhmreiche Vergangenheit zu neuem Leben erwecken; der dritte hat wieder einen anderen Plan. Heute treten die sogenannten Wirtschaftsmänner hervor. Jeder junge Mann ist erfüllt von phantastischen Wirtschaftsplänen, wie man das Tiefland aufforsten oder kanalisieren könnte, wie man den Plattensee auf den Hortobágy versetzen sollte, und die Donau womöglich unter die Tátra. Was man erzeugen müsste, wo, wieviel, wem, warum? Bodenanalysen, Versuche werden vorgenommen, Reis und Baumwolle, bald auch Bananen oder Kaffee gepflanzt. Natürlich nimmt man die Sache ernst, wie es sich auch gehört. Mein Freund also wollte diese zwanzigtausend Morgen Wald ausroden und Mandeln und Haselnüsse anpflanzen.

Ich bleibe stehen und blicke auf dem Hang umher. Vielleicht hat mein Freund doch recht. Dieses heutige Bild ist der Landschaft, des Bodens und des Volkes, das ihn bewohnt, unwürdig. Was geschieht hier? Man rodet die Stämme aus, pflanzt dann neue Bäume an, nach dreissig Jahren wird auch dieser Wald abgeholzt und das Ganze beginnt von vorne. Inzwischen wird das Holz immer schlechter, die Landschaft kahler und hässlicher. Wieviel schöner wäre es, wenn hier Mandelbäume und Haselnussträucher wüchsen. Der Boden des Bakonyerwaldes ist, ebenso wie die Hochebene des Plattensees, dazu wie geschaffen. Unweit von hier liegt *Arács*; wenn dort im April die Mandelbäume blühen, fühlt man sich in der Toscana. Und das Obst ist süß, ölig, geschmackvoll. Dies wäre des Bakonys würdig. Kann er kein Urwald bleiben, so sei er ein Obstgarten.

PETŐFI TÖD*

VON GYULA ILLYÉS

Dreissig Jahre waren seit der Schlacht bei Schässburg vergangen, als die Nachricht, dass Alexander Petőfi in jener verhängnisvollen Schlacht nicht gefallen, sondern noch am Leben sei und in einer sibirischen Bleigrube dahinsieche, im ganzen Lande äusserste Bestürzung, eine Menge Zeitungsartikel, ja selbst Interpellationen im Parlament anregte. Die Nachricht wurde von einem gewissen Daniel *Manasses* verbreitet, der behauptete, mit 2275 Kameraden als Honvéd in russischer Gefangenschaft gewesen zu sein. Unter seinen Gefährten — erzählte er — sei auch ein Petőfi gewesen und er habe mit diesem öfter persönlich gesprochen. Die Untersuchung erwies bald, dass *Manasses* nie mit Petőfi gesprochen hatte, dass er ein gewöhnlicher Abenteurer war und nicht als Honvédgefangener in einer russischen Bleigrube, sondern wegen Diebereien in Grosswardein gesessen hatte. Indessen glaubten ihm viele selbst dann noch, als der ganze Schwindel aufgedeckt wurde. Das Land war in grösster Aufregung und brannte vor Sehnsucht, den Dichter, den es leichtsinnig auf das Schlachtfeld, in den Tod ziehen gelassen hatte, wieder unter den Lebenden zu sehen. Einige Tage nach der Schlacht bei Schässburg konnte kaum mehr daran gezweifelt werden, dass der Dichter dort seinen Tod gefunden hatte und doch vermeinten viele ihn auch später gesehen zu haben, selbst zur Zeit, als seine Frau bereits wieder geheiratet hatte. Die einen wollten ihn als Bretter verkaufenden Széklerburschen in Zilah, die anderen als Rastelbinder verkleidet in der Gegend von Göcs gesehen haben. Ein ehemaliger Schulgefährte des Dichters, der evangelische Pfarrer Ludwig *Kápli* behauptete ihn bei sich beherbergt zu haben und bekräftigte seine Behauptung schriftlich und mit seinem Ehrenwort. In der Gegend von Nagybánya soll ihn ein Frauenverein Monate lang betreut und bewirtet haben und eine Gutsbesitzerin verbarg ihn angeblich beim

* In letzter Zeit behandelten auch deutsche Blätter wiederholt die Annahme, dass Petőfi in Sibirien gestorben sei. Wir bringen hier zu dieser Frage die Stellungnahme des vorzüglichen Petőfi-Forschers, der vor wenigen Jahren eine tatsachengetreue Biographie des Dichters veröffentlichte. (*Anm. d. Schriftleitung.*)

Plattensee. Einmal soll ihm sein eigener Schwager, Ignác *Bathó* mit 20 Gulden geholfen haben und es fanden sich begeisterte Patrioten, die ihm in Hódmezővásárhely, in Oberungarn, in London, ja selbst in Amerika Unterkunft gewährt haben wollten. Noch vor dem von Manasses verbreiteten Märchen behaupteten zwei polnische Revolutionäre *Malinowski* und *Wisniewski* ihm in Sibirien begegnet zu sein. Vergebens wurden alle diese Behauptungen widerlegt, jedes Gerede fand sofort Anhänger. Der tüchtige Petőfiforscher Zoltán *Ferenczi* schrieb sogar ein Buch darüber. Ich selbst kannte bereits die Umstände seines Todes, schon hatte ich meine Nachforschungen abgeschlossen und zweifellos festgestellt, wann und wo Petőfi gestorben war, als eine neue Nachricht mich selbst schwanken machte. Im Sommer 1936 berichtete eine Wiener Zeitung ausführlich, man hätte in einem sibirischen Dorfe Dokumente gefunden, auf Grund deren festgestellt wurde, dass dort in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein ungarischer Verbannter, namens Alexander *Petrovics* gelebt habe und im Jahre 1864 gestorben sei. Gleich schrieb ich an einen russischen Schriftstellerverein und wandte mich an die Diplomatie mit der Bitte, man möge ermitteln, was von den Behauptungen des Artikels wahr sei. Ich ersuchte uns auch die Schriften, jede hinterbliebene Zeile dieses Alexander *Petrovics* zukommen zu lassen; vielleicht finde sich unter diesen auch ein ungarischer Text, vielleicht sogar ein Gedicht, wonach am sichersten festgestellt werden könnte, ob tatsächlich Petőfi dort gelebt hat; ist doch ein Gedicht das persönlichste Dokument des Dichters.

Ich erhielt keine Antwort. Aber nun konnte auch ich die Aufregung und so rührende Leichtgläubigkeit jener mitempfinden, die seiner Zeit wie an ein Wunder an die Rückkehr Petőfis glaubten.

Eigentlich kann man diese fast ein Jahrhundert dauernde Unsicherheit, die Hoffnungen und Zweifel der Menschen gut verstehen. Obwohl nämlich den Dichter in der Schlacht bei Schässburg viele gesehen haben, konnte doch niemand über seinen Tod berichten, da ja die meisten seiner Kameraden, die ihn fallen sehen mochten, mit ihm unter den Säbelhieben und Lanzenstichen der Kosaken starben. Einige seiner glücklicheren Gefährten, die mit dem Leben davongekommen waren, glaubten ihn noch erkannt zu haben, als sie vor dem Ansturm der russischen Übermacht flohen. Ihre Berichte aber, wo und wie sie den Dichter zuletzt sahen, sind ganz verschieden. Der eine berichtete, dass ein Waffenbruder, Dominik *Zeyk* ihn, als das Heer sich auflöste, neben sich in den Sattel nahm. (Derselbe *Zeyk* erschoss sich vor dem russischen Generalstab, als er aufgefordert wurde, sich zu ergeben.)

Der andere sah ihn auf ein Maisfeld zulaufen. Auf der Flucht war natürlich jeder zunächst auf sich selbst bedacht; hätten die Augenzeugen damals gewusst, dass sie davonkommen und der Dichter auf dem Schlachtfeld bleibt, hätten sie die Möglichkeit gehabt die Ereignisse zu *beobachten*, so könnte man auch ihre Berichte für verlässlich halten. Allein ihr Blick war in jenen Augenblicken gewiss durch den grossen Schreck getrübt und offenbar stellte sich ihr Bericht nur aus einzelnen Erinnerungsteilchen zusammen. Viele erfuhren erst später, wer der Mann war, dessen Gestalt vielleicht nur auf einen Augenblick vor ihnen auftauchte und natürlich konnten ihn diese leicht mit jemandem verwechseln. Ein Zeuge behauptete sogar, dass der Dichter lebend begraben worden sei. Auch Graf Josef *Haller* vertrat diese Ansicht, die er zu beweisen versuchte. Ein furchtbares Gerücht, selbst wenn man nicht daran glaubt! Allerdings steht fest, dass Soldaten — unter anderen ein gewisser Franz *Orosz* — lebend begraben wurden und dass niemand den Leichnam des Dichters sah, der ihn früher gekannt hatte und ihn daher unbedingt hätte erkennen müssen.

Der einzige Augenzeuge, der als ruhiger und unvoreingenommener Beobachter die Ereignisse unmittelbar nach der Schlacht verfolgen und das Schlachtfeld beobachten konnte, war der österreichische Oberst Baron *Heydte*. Seine Aussagen sind erst seit einigen Jahren bekannt, er selbst trat nie vor die Öffentlichkeit. Sein Bericht, den er auf Anforderung Erzherzog *Albrechts* verfasst hatte, wurde erst nach dem Umsturz bekannt, als ihn dr. *Emerich Deák* im Wiener Kaiserlichen Geheimarchiv fand. Dann wurde der Bericht von Ludwig *Mikes* in seinem 1930 erschienenen Buch über *Julie Szendrey*, die Gattin des Dichters veröffentlicht; er ist das genaueste Dokument über den Tod *Petőfis*.

Die nach achtzig Jahren aufgefundenen Daten stimmen mit denen der bisher für glaubwürdig gehaltenen Aussagen entweder überein, oder berichtigen und ergänzen diese. Das furchtbare Verbrechen steht nun klar vor uns. Fast sehen wir, wie das Opfer den Schauplatz betritt, ahnungslos um sich blickt, wie die Mörder plötzlich hervorspringen, wie und wo die Leiche später lag. Auf Grund der neuen und der berichtigten Angaben kann der Verlauf der Geschehnisse mit der Genauigkeit einer polizeilichen Untersuchung festgestellt werden. Dies soll meine Aufgabe sein.

*

Petőfi suchte den Tod nicht. Wir wussten dies auch früher, doch ist es nicht überflüssig, es wiederholt festzustellen. Wohl schrieb er

Gedichte darüber, dass er auf dem Schlachtfeld sterben möchte, jetzt aber wollte er nicht sterben. Es gibt kaum einen Abschnitt seines Lebens, in dem er so voller Pläne und Arbeitslust gewesen wäre, wie eben damals, als er aus Mezöberény nach Siebenbürgen aufbrach. Überall, wo die Truppen vorbeiziehen, sucht er nach einem geeigneten, stillen Plätzchen, wo er für sich und seine kleine Familie ein ruhiges, friedliches Heim gründen könnte. Schrieb er doch auch darüber Gedichte, dass er als Grossvater im Kreise seiner Enkel sterben werde.

In dieser Zeit aber gab es in ganz Ungarn keinen stillen Winkel mehr, noch weniger in Siebenbürgen. Ein Ungar, der sich tatkräftig zu seinem Volk bekannt hatte, konnte sich nur mehr auf dem Schlachtfeld in Sicherheit fühlen. Russische Truppen überfluteten das ganze Land, und ihnen folgten die blutdürstigen Henkersknechte des Kaisers.

Die ungarische Armee wehrt sich wie das eingekreiste Edelwild, das in seiner Hilflosigkeit hin und herspringt und tödliche Schläge verteilt. Eine einheitliche Kriegsführung gibt es nicht mehr; die Armee kämpft bis zum letzten Einsatz, fast aufs Geratewohl; ihre Kampfweise ist die des Burschen, der im Wirtshaus allein eine Rauferei begann und vor allem die Lampe zu Boden schlägt. Am 25. Juli schliesst sich der Dichter der Armee *Bems* an, die gegen Sächsische-Reen marschirt, um die Bresche an der ungarischen Front wieder auszufüllen und das Zusammentreffen der nördlichen und südlichen russischen Truppen zu verhindern. Das ungarische Heer, die Armee des Oberfeldherrn zählt insgesamt 2700 Mann. Am 31. Juli trifft sie bei Schässburg mit den ersten russischen Truppen zusammen, die aus 16.000 Mann Infanterie und Reiterei mit 24 Kanonen bestehen. Bem bleibt keine Wahl übrig, jeden Augenblick kann ihn auch die andere russische Armee überfallen. Er stellt seine Kolonnen auf und gibt Befehl zum Angriff.

2700 Mann gegen 16.000! Mit Recht sehen die in sechsfacher Überzahl kämpfenden Russen darin eine Herausforderung des Schicksals. Doch gehört dies mit in den Plan Bems, der damit rechnete, dass die Russen seine Handlung für einen Scheinangriff halten werden. Sie werden annehmen, die vor ihnen stehende ungarische Armee sei nur ein Teil der grösseren, und ihre Kräfte für den Angriff dieser aufsparen. Die Rechnung Bems stimmte. Die verwirrten Russen dulden von 6 Uhr früh bis nachmittag 5, wenn auch immer nervöser, dass die verwundete Wildkatze ihnen ins Gesicht springt und sie zu erwürgen sucht. Schon scheint Bems Plan auch in seiner zweiten Hälfte zu gelingen; jener in seiner haarsträubenden Kühnheit so einfache Gedanke, die Geschütze dem Feinde zu entreissen und mit ihnen die Kosaken auseinander zu schlagen. Er tat dies nicht das erstemal!

Und als hätte jeder Soldat der ungarischen Armee die Entschlossenheit und Genialität des alten Feldherrn übernommen. Schon scheint die Schlacht einen günstigen Ausgang zu nehmen. Die Husaren dringen bis Schässburg vor, die Artillerie, Kinder von 14—16 Jahren, legen ihre Röcke ab, zielen aufs Geratewohl, und treffen den russischen Feldherrn Skarjatyin. Gegen 5 Uhr müssen die Russen schliesslich einsehen, dass nun vor Eintritt der Finsternis weder von der Erde noch vom Himmel neue ungarische Truppen den bereits kämpfenden zu Hilfe kommen. Sie rafften sich daher auf und gehen nun selbst zum Angriff über. Um die Kampflust der beschämten, wegen der Verluste und des gefallenen Skarjatyin äusserst gereizten Armee zu steigern, geben die Feldherren den Befehl: es gibt keine Gefangenen, ja die Kosaken dürfen selbst die Toten plündern.

Als der wilde Lärm und das Waffengeklirr der Russen schon von drei Seiten erscholl, stand der Dichter oberhalb des Schlachtfeldes, vor dem niedergebrannten Dorfe Fejéregyháza, unweit vom Verbandplatz. Kurz vorher wischte er sich die Augen mit dem Rockärmel, da ihm eine niedersausende Kanonenkugel Staub ins Gesicht gewirbelt hatte. Wahrscheinlich sah ihn der mit den Verwundeten beschäftigte Arzt Josef *Lengyel* als letzter. Die Aussagen dieses Arztes, die seinerzeit stark in Zweifel gestellt wurden, können auf Grund der neuen Forschungen als glaubwürdig gelten. Unbewaffnet nahm der Dichter an der Schlacht teil, nicht einmal eine Uniform hatte er, da er sich erst seit 5 Tagen der Armee Bem's angeschlossen hatte. Er erhielt seine Einteilung in den Generalstab, neben Bem; einen Tag vorher war er noch um Angelegenheiten der Armee besorgt und nahm es auf sich, den Preis der vom Staat übernommenen Pferde durch Bem auszahlen zu lassen. Tatsächlich arbeitete er also neben Bem und stand mit diesem stets in Verbindung. Sein Amt konnte er vorläufig auch in Zivilkleidung ausüben. Nach der Aussage des Arztes trug er schwarze Pantalons, eine Bluse aus Segeltuch und einen runden Hut. Aus anderer Quelle wissen wir, dass er — seitdem er es sich leisten konnte — immer sehr feine Hemden trug. Wir werden sehen, warum dies alles wichtig ist.

Die kleine Schar konnte der Übermacht nicht widerstehen, das Heer löste sich kaum tausend Schritte vom Verbandplatz auf. Der Arzt erkannte sofort die Gefahr. Er schilderte später, *wie er Petöfi angerufen und seine Aufmerksamkeit auf die traurigen Ereignisse gelenkt habe. Dieser erfasste die Lage nicht gleich, erst als der Arzt nach dem*

linken Flügel wies, wo bereits der General selbst die Flucht ergriffen hatte, drehte sich Petöfi um und begann zu laufen. Zwei Regimente Ulanen stürmten hinter den Flihenden her. Als diese das Dorf bereits verlassen hatten, sahen sie, dass ein anderes Ulanenregiment an der Küküllő ungefähr anderthalb Meilen vom abgebrannten Dorfe den Weg der Flucht in rechtem Winkel abgeschnitten hatte. Aus diesem Ring konnten höchstens berittene Soldaten irgendwie entkommen. Der Arzt war zu Pferde, der Dichter zu Fuss. *Der Arzt kämpfte sich — wie er berichtete — mit seinem Pferde aus der Einkreisung heraus. Als er auf einen Hügel kam, drehte er sich um und glaubte Petöfi zu erkennen, der barhäuptig mit offenem Hemd und flatternder Bluse lief. Lengyel sah in also zuletzt oberhalb von Fejéregyháza, zwischen Fejéregyháza und Héjjasfalva.*

Hier sah ihn später, freilich bereits tot, auch der nach achtzig Jahren auftretende Zeuge, Oberst Heydte. Es fragt sich nur, ob dieser wohl in der Tat Petöfis Leiche gesehen hatte. Mit dem Obersten sprach später auch Lengyel, doch sind dessen Aussagen, — so wie sie vom Arzte weitergegeben wurden — nicht ganz klar.

Klar und eindeutig dagegen ist sein einziger authentischer Bericht, der aus dem Kaiserlichen Geheimarchiv zum Vorschein kam. Sein wesentlicher Inhalt lautet wie folgt:

„Sobald die Überreste der Aufständischen nach dem Angriff der Kavallerie in der Schlacht bei Schässburg am 31. Juli gegen Héjjasfalva flohen, durchquerten Kosakentruppen das Dorf Fejéregyháza, überschritten oberhalb des Dorfes die Küküllő und versperrten so den Weg vieler Flihenden, die gleich niedergemetzelt wurden.“

Dies stimmt mit dem Bericht Lengyels überein.

„Ich eilte“ — fährt der Oberst in seinem Berichte fort — „auf der Landstrasse den Kosaken zu Pferde nach, als ich unmittelbar bei einem Brunnen zwischen Fejéregyháza und Héjjasfalva neben einem gefallenen aufständischen Offizier, der bis auf seine Hose entkleidet war, mehrere blutbefleckte Schriftstücke liegen sah; wahrscheinlich hatten die Kosaken bei der Plünderung des Offiziers diese Schriften gefunden und wieder weggeworfen, da sie ihnen wertlos schienen. Ich hielt es für meine Pflicht, diese Schriften durchzusehen, liess sie mir daher durch einen meiner Kosaken heraufreichen und war sehr erfreut, da mir ein damals besonders wichtiges Dokument in die Hände kam, der Bericht Wolfgang Keménys an Bem...“ (über die Lage seiner Truppen). „In der Nähe der Leiche lag ein Bündel zusammengehefteter Auszeichnungen; wahrscheinlich hatten die Kosaken diese in den Taschen des Gefallenen gefunden und in der Eile wieder weggeworfen.“

„Der Fund, aus dem ich darauf schloss, dass der tote Offizier zu Bem gehört haben musste, veranlasste mich nachzusehen, ob es sich nicht etwa um einen früheren Bekannten handle. Allein der Tote war mir völlig unbekannt; er hatte ein schmales, hageres Gesicht mit Vollbart und sehr entschlossene Züge. Sein einziges Kleidungsstück waren schwarze Pantalonhosen.“

„Als ich meine Eindrücke später einigen aufständischen Offizieren weitergab, glaubten die meisten auf Grund meiner Angaben, in dem Toten mit Gewissheit Petöfi erkennen zu können.“

War der gefallene Offizier in der Tat Petöfi? Aus den Schriftstücken, den zusammengehefteten Auszeichnungen schloss auch Heydte darauf, dass der Tote zum engeren Gefolge Bems gehört haben dürfte. Wir haben bereits hervorgehoben, dass Petöfi neben Bem tätig war. Bem verstand nicht ungarisch, sprach auch deutsch nur mit sehr schlechter Aussprache, mit dem Dichter aber konnte er sich (wie die erhaltenen Briefe bezeugen) französisch verständigen. Wahrscheinlich war daher Petöfi neben ihm vor allem als Übersetzer und Dolmetsch beschäftigt. Vermutlich übergab ihm der Feldherr auch den Bericht Wolfgang Keménys zur Übersetzung oder Beantwortung. In dem Lager war der im ganzen Lande berühmte Dichter nach Bem — wenn nicht gar vor ihm — der bekannteste Mann, und der Feldherr, der nicht ungarisch sprach, dachte ihm, dem Volksdichter wahrscheinlich auch bei der feierlichen Überreichung der Auszeichnungen eine Rolle zu, da der Dichter nicht nur die Sprache meisterhaft beherrschte, sondern auch ein wortgewandter Redner war.

Dies allein spricht schon dafür, dass an der Landstrasse in der Tat Petöfis Leiche gefunden wurde. Indessen bestätigen diese Annahme auch andere Umstände.

Heydte hält den gefallenen „Rebellen“ für einen Offizier, kann aber diese Behauptung keineswegs begründen, da er später selbst bemerkt, dass der Tote nur mehr schwarze Pantalons, also Zivilkleidung getragen hatte.

Nach der Aussage jener, die den Dichter an dem letzten Tag gesehen hatten, trug dieser wirklich Zivilkleidung; viele konnten sich selbst an die schwarzen Pantalonhosen erinnern. Gehörte nun der Offizier zweifellos zum Generalstab Bem's, so wäre nur noch festzustellen, ob es im Generalstab auch noch einen anderen Soldaten in Zivilkleidung gab. Erst dann, wenn es nämlich einen solchen gegeben hätte und dieser auch gefallen und unbekannt begraben worden wäre, könnten Zweifel auftauchen, dass die von Heydte beschriebene Leiche doch nicht die Petöfis war.



*Alexander Petöfi im Jahre 1847. Einziges erhaltenes Daguerrotyp
des Dichters*

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

Allein niemand nennt im Generalstab Bem's einen Honvéd in Zivilkleidung, noch weniger einen, der in der Schlacht gefallen wäre.

Als Heydte die Leiche fand, war diese nur mehr mit einer Hose bekleidet. Die Kosaken hatten die übrigen 1030 Leichen nicht entkleidet, nur geplündert, da sie die blutigen Uniformen nicht gut verkaufen konnten; diese waren daher für sie wertlos. Dagegen dürften sie die waschbare, feine Leinenbluse und vielleicht das reich bestickte, schöne Hemd für wertvoll halten.

„Der Tote hatte ein schmales, hageres Gesicht mit Vollbart und sehr entschlossene Züge.“ Auch diese Bezeichnung Heydtes passt — trotz des Vollbarts — genau auf Petöfi, obwohl der Dichter auf seinem letzten Bilde, das sein Freund *Orlay* Anfang Juli in Mezőberény gemalt hat, einen französischen Spitzbart trägt. Dazu wird nun ganz richtig bemerkt, dass Petöfi vom 22. Juli bis zum Tage der Schlacht bei Schässburg zehn Tage weder Zeit noch Gelegenheit hatte, seinen Bart in Ordnung zu halten, da er zu Wagen und zu Pferde Tag und Nacht auf der Suche nach Bem war, mit diesem dann nach Marosvásárhely und von dort nach Schässburg eilte. In diesen zehn Tagen mochte sein Spitzbart gewachsen sein. *Dass die gefangenen ungarischen Offiziere nach der Schilderung Heydtes Petöfi erkannten, spricht gleichfalls dafür, dass dessen Bart kurz vorher gewachsen sein mochte, da ihn die Kameraden ja in den letzten Tagen sahen.*

Nach den sich gegenseitig ergänzenden Berichten des ungarischen Arztes und des österreichischen Obersten wissen wir nun ungefähr um die letzten Lebensmomente des Dichters, jene kurze Zeitspanne, in der ihn Lengyel noch mit flatterndem Hemde laufen und Heydte schon entkleidet, tot in seinem Blute liegen sah.

Lengyel — und dies behaupte ich auf Grund seiner eigenen Aussagen — erkannte den Dichter vielleicht schon früher, war aber am Tage der Schlacht mit dessen wirklicher Bedeutung gewiss nicht im Klaren. In seinen Schriften nennt er den Dichter im Gespräch Major, was dafür zeugt, dass er nicht der Freund, ja nicht einmal guter Bekannter des Dichters gewesen war; er hätte sonst gewusst, dass sich dieser nicht gerne bei seinem militärischen Range ansprechen liess, dessen Abzeichen er nicht einmal auf seiner Uniform trug.

Die Aussagen Lengyels wurden von seinen Zeitgenossen vielfach angegriffen und doch fiel es niemandem ein den Arzt, der sich des grossen Erlebnisses manchmal schon fast rühmte, zu fragen, warum er den Dichter nicht zu sich in den Sattel genommen hatte, da er doch selbst erzählte, dass nur Reiter aus dem gefährlichen Ring entkommen konnten. Er hätte es tun können, da der Feind damals noch ziemlich

weit war, tat es aber nicht, weil er nicht ahnte, wen er hätte retten können.

Der Dichter lief durch Fejéregyháza neben dem reitenden Arzte und als er nicht mehr mitkam, floh er wahrscheinlich in der Richtung von Héjjasfalva weiter. Er scheint vor den ihn verfolgenden zwei Ulanenregimentern links auf das Maisfeld zu gelaufen zu sein. Vielleicht kamen die an der Küküllő zur Einkreisung des Feindes geschickten Kosaken herangestürzt, bevor er das Maisfeld erreicht hatte; oder erreichte er es bereits, und die Kosaken trieben ihn von dort gegen die Landstrasse zurück. Jedenfalls erhob der Feind die Waffe gegen die Gesetze des Kriegsrechtes oder wenigstens die der Ritterlichkeit auf ihn, da er Zivilkleidung trug und unbewaffnet war. Wahrscheinlich liessen ihn die Kosaken seiner Kleidung wegen nicht entkommen. Was sie in seinen Taschen vermuteten, lockte sie heran; erbarmungslos töteten sie, was in seinem Herzen und Kopfe lebte, und — war er doch erst 26 Jahre alt — noch Jahrzehnte hätte leben können. Er konnte sich nicht einmal verteidigen. Der tödliche Stich traf ihn, nach der Beschreibung Heydtes, von vorne. Nach den Vorschriften der russischen Waffenhandhabung soll die Lanze in den weichsten und den die grösste Zielfläche bietenden Teil des menschlichen Körpers, also in den Magen oder in den Bauch gestossen werden.

Die ungarische Armee löste sich um 5 Uhr nachmittag auf, kurz darauf folgte das traurige Ende, die grausame Ermordung von Unbewaffneten. Gegen halb sechs lag der Dichter bereits tot in seinem Blute, umgeben von drei-vier Leichenräubern, Söldnern des Zaren und des Kaisers. Diesen galt sein letzter Blick.

ES STIMMT MICH EIN GEDANKE KUMMERVOLL...

ALEXANDER PETÓFI

Es stimmt mich ein Gedanke kummervoll:
Dass ich im Bett, auf Kissen sterben soll!
Verwelken, wie die Blume welkt dahin,
Der Würmer insgeheim die Kraft entziehn;
Vergehen, wie die Kerze still vergeht,
Die in verlassner, leerer Stube steht...
Nur so nicht sterben, o mein Gott!
Oh gib mir nur nicht diesen Tod!
Lass mich ein Baum sein, den der Blitz durchfährt,
Den jäher Sturmwind aus dem Boden kehrt;
Lass mich ein Felsblock sein, den Donnerskraft
Mit erderschütternder Gewalt zu Tale rafft...
Wenn jedes Sklavenvolk vereint,
Des Joches müd zum Kampf erscheint,
Gerötet das Antlitz, mit hochroten Fahnen,
Darauf Worte des heiligen Wahlspruches mahnen:
„Um Weltfreiheit!“
Und weit und breit
Der Ruf vom Osten bis zum Westen gellt
Und sich die Tyrannei entgegenstellt:
Dort will ich den Tod
Von Schlachten umloht,
Dort möge mein jugendlich Herzblut entströmen,
Und hört man mein Wort zuletzt froh ertönen,
Dann soll es das Waffengeklirre verschlingen,
Kanonengedrohne, Trompetenklingen,
Und schnaubende Rosse
Wild jagen im Trosse
Hinweg über mich zu erfochtenen Siegen;
Mein Leichnam verbleibe zertreten dort liegen. —
Man trage dort zusammen mein Gebein,
Setzt dann die grosse Totenfeier ein,
Wo man bei andachtsvollem Trauerchor,
Beim Wehn der Fahnen mit dem schwarzen Flor,
In ein gemeinsam Grab die Helden reiht,
Die für dich starben, heilige WELTFREIHEIT!

Übersetzt von Elsa Reitter Podhradzky

MIT DEM NATIONALTHEATER IM REICH

VON LORENZ SZABÓ

Hinter uns im Güterwagen die Dekorationen. Die andere Hälfte der Truppe folgt morgen unter Leitung des Direktors. Doch sind wir auch so ein vollzähliger Mitropawagen, das technische Personal, der wirtschaftliche Leiter, der Dirigent, Schauspieler und anderes Bühnenvolk. Truppenführer ist der Szeniker H. Eine heitere blonde Dänin ist seine Gattin. „Herr Gott!“ — entsetzt sich G. scherzend, — „was wirds morgen auf dem anderen Zug geben! — Warum, was soll denn los sein? — Na hörst du, wo so viel Schauspielervolk auf einem Haufen ist!“

Wien bleibt hinter uns. Beim Wiener Wald ergreift uns schon die Reisestimmung der Vorkriegszeit. Weltwandern gehört heute zu den Wundern. Dass es auch gefährlich sei? Aber woher! Der Anblick, der sich uns bietet, raubt uns die Illusionen nicht. Bekannte Gegenden, prächtige Berglandschaft, der Taumel der Geschwindigkeit, alles ist beim Alten geblieben. Fast glaubt man, unsere Welt sei in den Mond entrückt. Doch siehe, sie ist hier, ganz nahe! Morgen um acht sind wir abgefahren, nachmittag genossen wir bereits ein romantisches Viertelstündchen in der Wachau. Der D-Zug nach Köln mochte auch in Friedenszeiten nicht schneller gewesen sein. Schneebedeckte Berggipfel weit im Süden. Oder sind's Wolken? Die Salzburger Alpen, — versichert T. Gleich tauchen Erinnerungen von dort auf. Komisches Gefühl: wir sehen den Krieg nicht und können doch nicht an den Frieden glauben.

Während wir bei Passau über die grosse Donaubrücke rattern, leuchtet für einen Augenblick die Dreiflussmündung empor, und einem langen, schmalen Schiff gleich taucht die stromumspülte Altstadt mit ihren Turm- masten vor uns auf. Das lichte Grün der Laubbäume sprengt ringsum das Dunkel der Nadelwälder. Stationen. Überall Soldaten, Lautsprecher, die das Publikum unterweisen. Dann beginnt es zu dämmern und der blütenweisse Lenz verschwindet im Abenddunkel. Vor Regensburg noch Rudel von Rehen. „Surrend leichter Rehe Rudel — Durch die Waldeslichtung rennen“ — zitiert jemand. Vielleicht F., der Musiker. Doch lassen die Nachtmahlssorgen Georges Gedicht vergessen. Koffer werden geöffnet, Papier knistert und Kostbarkeiten für Feinschmecker kommen zum Vorschein. H.-s können augenscheinlich nicht vom Bier lassen, zwischen den Abteilen entwickelt sich blitzschnell eine freundschaftliche Lebensmittelbörse, Passauer Wurst tausche ich gegen Pester Salami ein. Dann Verdunkelung. Vor Nürnberg herrscht schon Stille im Schlafwagen, das ganze kleine, fahrende Ungarn schläft. Vier Uhr früh: Frankfurt a/M.

Ist der Friede wieder da, so wird die Reiselust einen ungeheuren Aufschwung nehmen.

* * *

Unterkunft: Hotel Carlton am Hauptbahnhof. Bequemlichkeit und Luxus noch aus der Zeit vor 1914, alles licht und luftig. Im Frieden waren die reichen Engländer, Wallfahrer des Rheintales, hier eingekehrt. Der Lärm der Grosstadt tönt Tag und Nacht zu meinem Zimmer im dritten Stockwerk herauf. Unwillkürlich übernehmen wir die Lebensart der Frankfurter, den ruhigen, tatkräftigen, fast heiteren Fatalismus. Während der Gastspiele gab es keinen Fliegerangriff, nicht einmal Allarm. De strigis...

In Frankfurt merkt man nichts vom Krieg. Viele Gärten, breite Strassen. Ich kenne die Fabeln. „Herr Gott, sie fahren ins Rheinland, nach Frankfurt? Dort ist ja kein Stein auf dem anderen geblieben!“ — zitiert N. das Jammern eines Bekannten. Geschwätz, Unsinn! In unserer freien Zeit durchstreifen wir wohl fünfunddreissig an der Zahl kreuz und quer die Stadt, ohne auch nur irgendwo... Das heisst, drei von uns entdeckten doch in der Beethoven-Strasse ein „beworfenes“ Haus. Die Trümmer waren schon längst weggeschafft, eine Holzplanke umschloss alles. Im ersten Augenblick wären wir fast alle hingeeilt. Doch kamen wir zur Einsicht, dass es viel lockender sei, das Goethe-Haus und die Altstadt zu besuchen.

* * *

Übrigens ist heute Empfang und nachher Mittagessen im Rathaus. Kraftwagen gibt es keine, das heisst, für Spazierfahrten nicht. Die Gesellschaft findet sich zu Fuss oder mit der Strassenbahn auf dem Marktplatz ein. Sz. schreitet eben neben mir, in grauem Kostüm, weich, ein wenig verträumt. Ich weiss wohl, was folgt. Vor fünfzehn Jahren war ich hier, auch gestern und vorgestern waren wir durch die Altstadt gewandert. „Jetzt aber Augen schliessen!“ — sage ich und führe sie bis zur Strassenecke. Vor uns eine Märchenwelt. „Jetzt öffnen sie die Augen!“ Eine stumme, alles vergessenmachende Bewunderung muss das Herz unserer blonden Primadonna ergriffen haben. Wie herrlich, einzigartig schön dieser Platz ist! Vorgestern war K. genau so erstaunt gewesen. Wie denn nicht! Dass dies alles entstehen konnte und dass es besteht! Nicht einmal eine Bretterwand schützt den alten Brunnen! Mit Dankbarkeit und tausendfach vertiefter Freude betrachten wir, — als wären wir die ersten Entdecker — diese mittelalterliche Traumwelt, die sich einander zubeugenden Dachgiebel, den Römer, die Stockwerke mit blumengeschmückten Erkern, das Limpurgerhaus, und weiter das „Zur wilden Frau“ und den Fünf-Finger-Platz... Im Dom glaubt Frau M., die Dänin Mephisto zu sehen, wie er auf Gretchen einredet... Gottesdienst... Dies irae. Nein, die Tage des Zorns konnten die Welt nicht in Schutt und Trümmer stürzen.

Um dreizehn also Mittagmahl im Römer. Die Stadt bewirtet uns. Die wievielte festliche Veranstaltung wohl? Wer könnte's sagen?

Tagsüber Proben im Schauspielhaus, offene und verhehlte Aufregung, Dekorationsproben, Beleuchtungsproben, Spielproben. Teile für den Rundfunk. Abends die Vorstellung. Die erste! Sehr wenig Ungarn dürften im Zuschauerraum sein. Trotzdem ist das Theater gedrängt voll. „Sind das alle Deutsche und kommen zu einer fremdsprachigen Vorstellung?“ — „Allerdings! Bei uns ist das Interesse für alles, was Theater ist, ausserordentlich, und das Publikum dankbar, empfänglich.“ Der *Urfaust* beginnt. *Jékelys* Übersetzung lässt Goethes Genie durchleuchten. Das Publikum versteht kein Wort, doch kennt es vielleicht jede Zeile des Textes und das Spiel ist sehr ausdrucksvoll. Überraschend wirkte T.-s vornehmer, markanter, draufgängerischer Mephisto. Über die Richtigkeit der Auffassung gab es Debatten, die Darstellung aber wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Auch eine Darstellungsmöglichkeit des Mephisto! Gretchens Schönheit und Jugend erobert die Herzen. G. als Frau Marthe ist vollkommen. Das tragische Spiel fesselt. Auch ich bin dabei, als wäre es, — sagen wir, — eine bulgarische Vorstellung. Wie festgebannt. Nach der Kerkerszene stürmischer Applaus; vielleicht fünfzehnmal geht der Vorhang auseinander.

Mir ist bange: wird nach dieser reichen und tief menschlichen Tragödie das träumerische Volksmärchen *Csongor* nicht zu primitiv sein? Aber die Bühne ist bezaubernd schön. Stürmischer Beifall begrüsst die einzelnen Bühnenbilder. Den wahren Kontakt mit den Zuschauern stellen erst die drei Teufel her. Und die Hexe Mirigy! Gemeinsame Märchengestalten aller Völker, die jedermann versteht. Die Handlung erläutert das prächtige Programmheft, das jeder als Geschenk erhielt. Ausserdem wurde der Inhalt der einzelnen Szenen von einem deutschen Schauspieler vor der Rampe vorgelesen. „Nach dem Faust ist diese leuchtende Phantasie, dieses beschwingte Märchenspiel eine Erholung“, — bemerkt mein deutscher Nachbar. Er hat recht. Balga ist vorzüglich, Ilma reizend, trotzdem sie noch immer ein wenig erkältet ist, Tünde wunderschön und U. so vornehm! Jeder Auftritt wirkt suggestiv und ist lebendig genug, um auch fremdsprachige Zuhörer zu fesseln. Ich tue wieder, als sei mir die Sprache unbekannt und verstehe trotzdem alles. Allerdings ist hier die ausdrucksvolle Gebärde besonders wichtig.

Die Teufelsbuben folgen der Laune des Publikums und leisten ihr bestes. Noch grösserer Erfolg. Selbst an dem Monolog der Nacht fühlt man, dass die fremde Kunst einen hehren Traum versinnbildet. Als A. den zweiten Monolog des Fürsten spricht, beugt sich der fremde Herr neben mir zu seiner Gattin: „Der muss ein grosser Schauspieler sein!“ Nach dem letzten Bild werden die Schauspieler wohl dreissigmal vor die Rampe gerufen. Die Zuschauer stehen und toben. Das war nicht zu erwarten, das kann kein erkünstelter Erfolg sein! Alle sind auf der Bühne, Blumensträuße, riesige Kränze, Direktor Németh ist glücklich, die Schlacht ge-

wonnen. Einmal geht der Vorhang zu ungelegener Zeit auseinander und gibt Intendant Meissner gerade in dem Augenblick den neugierigen Blicken preis, als er eben Sz. in die Arme nimmt, um sie, — da sie wahrscheinlich nicht mehr erscheinen wollte, — vor die Rampe zu tragen. Lachen und stürmischer Applaus begleiten ihren erschrockenen Rückzug. Ein nicht enden wollendes Beifallsklatschen. Frau Rózsi Huszka, die gefeierte ungarische Sängerin der Oper in Frankfurt errötet vor Glück. Sie ist unser aller Liebling. Sie küsst mich in ihrer Freude auf beide Wangen. „Es geschah vor aller Öffentlichkeit und kann zuhause berichtet werden!“ — wendet sie sich an K., und klatscht begeistert weiter.

Abends bewirten uns die deutschen Schauspieler im Carlton. Morgen sollen sie unsere Gäste sein. Trinksprüche, Abendessen, Eis, Moseler- und Rheinwein! Und welche Erleichterung!

Vormittag rieselnder Regen, Nachmittag heiterer Himmel. Der zweite Abend brachte fast denselben Erfolg. Unterdessen durchstreiften wir die Stadt, jeder entdeckte etwas. Alles aber, was diese liebe Stadt bieten kann, überbietet Intendant Meissner in wahrhaft königlicher Weise. Einladungen in das Kammertheater „Kleines Haus“, in die Oper, überall hin. Ich hörte einen „Lohengrin“ und eine „Carmen“. Die Bühne der Oper ist in ihrer ganzen Grösse versenkbar. „Was ist denn dieser Meissner alles?“ — frage ich. Generalintendant der drei staatlichen Theater von Frankfurt, kurz: der General. Er weiss alles, kann alles, lacht, ermuntert, redet und lehrt, dirigiert und macht Spässe, veranstaltet sämtliche Festspiele des Reiches, lernt nebenbei ungarisch und spricht bei Tisch über Religionsphilosophie mit mir. Ein bewundernswerter Mensch! Budapest scheint ihm Herzensangelegenheit zu sein. In den Zimmern des Carlton Begrüssungsbriefe und Blumensträuße für die Damen. Seine Blumen! Einladung in die Opernloge des Bürgermeisters. Seine Aufmerksamkeit! Auch wenn er nicht mit uns ist, fühlen wir seine Anwesenheit. Ein wunderbarer Mensch!

* * *

Am letzten Nachmittag Ausflug nach Hochheim. Nach einer Stunde Eisenbahnfahrt ein Spaziergang von zwanzig Minuten zwischen den Weingärten. Vor uns der Main, zu rechter Hand die Türme von Mainz und was dort gegen Westen hin bei der eisernen Brücke schimmert, ist wohl der Rhein. Wir besuchen die Weinkeller der Stadt Frankfurt. Die Schauspieler haben ihre Aufgabe erfüllt, nun sind sie frei. In der feenhaft reinen, kleinen Trinkstube sorgen Musik und auserlesener Moseler- und Rheinwein für die Stimmung. „Nur du trinkst nicht, du Magenkranker“, — klingt es mir immer wieder mit berechtigtem Vorwurf entgegen. Später in der kleinen Dorfschenke, nach herrlichem Rohschinken und neueren Weinsorten ergötzen sich unsere Wirte an den in englischer, französischer, türkischer Sprache vorgetragenen Blödeleien P.-s und zollen dem Csárdás der Jugend Beifall. Mit Flieder überschüttet machen wir uns auf den Heim-

weg. Meissner erwartet uns im Carlton. Um Abschied zu nehmen, dem noch mehrere Abschiede folgen werden.

Freitag früh Abfahrt nach Berlin. Hamburger Express mit Speisewagen. Gerne blieben wir. Die Zeit drängt. „Auf Wiedersehen in Budapest!“

Das letzte Bild, das der Bahnsteig dem ausfahrenden Zug bietet, ist ein hoher, schlanker Herr in Schwarz und ein rotes Damengesicht. Der General und Frau R. Huszka.

Sie winken noch immer.

* * *

Berlin, Frühstück im Kaiserhof. Im Herzen des kriegsführenden Europas. Drüben der Wilhelmsplatz, die Wilhelmstrasse. Etwas schräg gegenüber die neue Reichskanzlei, der Sitz Adolf Hitlers.

Im Terrassensaal im Erdgeschoss sitzen wir bei vier-fünf Tischen. Gedämpftes Licht, überall Teppiche. Die meisten Schauspieler sind bereits aus ihren Zimmern gekommen. Direktors schlafen noch? P. ist sicher müde. Orchideen und Maiglöckchen stehen in Silbergefässen auf den Tischen. Leises Klirren von Tassen und Löffeln. Aus der Halle hört man die neuesten OKW-Berichte der Zehn-Uhr-Sendung herein.

Draussen wirbelt eine ganze Welt durcheinander, hier läuft unser wohlgehetetes Leben ruhig weiter. „Kamil“, — prahlt H., und gibt sich Feuer. Soeben erhielt er eine Vierundzwanzig-Stück-Packung vom Kellner. G. schüttelt ihr schwarzes Haar und berichtet von Schminken. „Alles fand ich“ — und sie zählt die Namen von einem Dutzend Schminken und Puder auf. „Und wie billig! Bei uns gibt es so was nicht mehr!“ R. spricht vom gestrigen Nachmittag: — „Hast du Professor F. in deutscher Leutnant-uniform gesehen?“ Es handelt sich um den Thee der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft im Hotel Adlon. „Ob wohl Dr. Brauweiler die versprochenen Opernbillets schicken wird?“ — grübelt K. Jemand schwärmt von der Vorstellung des Schillertheaters: „Ich mag Wegener nicht, wenn er die Bestie gibt, als Komiker aber ist er entzückend“. O. verzieht den Mund. „Gestern nachts habe ich Sarah Leander im Haus der Auslandspresse verpasst“, — sagt er und lacht. Offenbar stellen wir uns seine Lage lebhaft vor, denn wir lachen alle mit. K. bittet um eine Strassenkarte: „Welche U-Bahn fährt nach Westen?“

H.-s wollen nach Dänemark weiter, laufen abwechselnd auf die Gesandtschaft und ins Aussenministerium. Jemand war schon im Zoo. „Warum gingst du nicht ins Palmenhaus? Die Tiere hat man doch schon alle geschlachtet!“ Energisch klingt die Widerlegung: „Ach woher! Der Löwe erhielt gestern ein so grosses Stück Pferdefleisch, dass...“ — Plötzlich nimmt das Gespräch eine andere Wendung, denn Herr M., der allgemein beliebte Bankier der Truppe erscheint mit seiner schätzerreichen Akten-tasche. „Noch ein wenig Geld, Liebster, bitte! Mir auch, mir auch!“ redet der Sprechchor von allen Seiten „taktvoll“ auf ihn ein. Der Reihe nach

setzen wir uns zu ihm auf den Erker hinaus, wo mächtige Blumenvasen gleich herrlichen Wandlampen glühen. „Grossartig!“ sagt jemand mit dem neuesten „Völkischen“ in der Hand. — „Der 40.000-Tonner war doch der Hood!“ Respektvoll staunen wir das Riesenschiff an. Vor dem Hotel wird die Ehrenwache abgelöst. Der norwegische Ministerpräsident Quisling wohnt auch im Hause. Der Lift trägt und bringt japanische Offiziere von einem Stockwerk aufs andere.

„Was machst denn du da?“ — stellt sich, ihre Tasche schlenkernd K. vor mich hin. „Ich schnappe halt alles auf, was ich sehe“.

* * *

Nach dem Erfolg in Frankfurt sind die unsrigen ihrer Sache gewiss. So kann man sich bis Mittag einen Spaziergang erlauben. Die Gesellschaft zerstreut sich.

Wieder Unter den Linden. Wir haben anderthalb tausend Kilometer hinter uns, sahen Hunderte von Stationen, riesige, mittelgrosse und kleine, vom mittleren Rhein kamen wir über den Harz nach Berlin; auch hier gibt es der wichtigen Zielpunkte genug, aber nirgends finden wir Zerstörung. Nirgends Trümmer oder Schutt. Allerdings werden in der Nähe des Zeughauses die Dächer von sechs-acht Palais ausgebessert, einige auch auf der anderen Seite. Die Häuserfront aber ist überall unversehrt. Auch die Mauern des Opernhauses stehen. Die Staatsbibliothek hat bereits ein neues Dach, kein einziges Buch war dort verbrannt.

Beim Bankett im Rathaus sitze ich neben dem Leiter des Collegium Hungaricum. „Ist es wahr“ — frage ich, — „dass der Luftdruck alle Fenster des Institutes zerschlug?“ Der Professor starrt mich verblüfft an: „Aber wo! Im Ganzen waren zwei Fenster zerbrochen. Angenommen, dass, — freilich nicht hier, sondern sagen wir, in Hamburg, — bei einem Luftangriff 10.000 Fensterscheiben einbrächen, um sechs Uhr früh sind sie gewiss alle eingeschnitten. Eine Riesenorganisation, die unglaublich schnell die Schäden wieder herstellt...“ Das Essen ist vorzüglich, Entenbraten, Bohnenkaffee. Und jeder Gast erhält eine weisse Porzellanfigur: den stehenden Bären aus dem Wappen Berlins.

Das Haupt Nofretetes können wir leider nicht sehen. Die meisten Museen sind geschlossen, die unersetzlichen Kunstschatze in sicheren Kellern verwahrt.

* * *

Im Schillertheater geht die Vorstellung vor sich. Grosser Erfolg, wenn auch nicht so ungewungen, wie in Frankfurt. Schade, dass hier der Inhalt des *Csongor* nicht Szene für Szene bekannt gemacht wurde. Der Text wird verstanden, es müssen also verhältnismässig viele Ungarn unter den Zuschauern sein. Generalintendant Heinrich George klatschte in seiner Loge, wie... wie eine lebendig gewordene Dampfmaschine. Die Heldin

des Abends war Sz., der Held der ungarische Direktor. Empfang, dann ein „kleiner Imbiss“ im grossen Speisesaal des Theaters. Csárdás, Zigeunermusik, ungarische Weisen. Der „kleine Imbiss“ begann um 23 Uhr und endete um halb vier. Der General konnte sich an P.-s Humor nicht satt lachen und liess ihn immer wieder den Rundfunksprecher vormachen. Eine Tulpe versinnbildete das Mikrophon. Fabelhaft! Hoch! Éljen! Heinrich George wird im Herbst in Budapest *Kabale und Liebe* inszenieren, Anton Németh dagegen hier den vollständigen Csongor.

• • •

In die grossen Filmpaläste des Westens müssen die Karten genau so Tage vorher gelöst werden, wie in die Theater. Der Verkehr ist sehr rege, es gibt viele mit Holzgas getriebene Lastkraftwagen. Das Einkaufen ist, — wenn es sich nicht um lebenswichtige Bedarfsartikel handelt, die man auf Karten erhält, — sehr umständlich und erfordert weitgehende Lokalkenntnisse. Die Industrie des Reiches versorgt zunächst das Heer und arbeitet, wenn der Bedarf gedeckt ist, vor allem für die Ausfuhr. Daher sind sämtliche Luxusartikel verdammt teuer und grösstenteils nur als Andenken in den Schaufenstern zu sehen. Französische Toilettesachen gibt es dagegen recht viel und zu billigen Preisen. Die Frauen kleiden sich schon sommerlich.

Überraschend ist das Nachtleben. Um 23 Uhr wird gesperrt, doch nicht überall. Die Königin-Bar ist überfüllt und blendend beleuchtet. Die Strasse draussen pechschwarz. Strassenbahn, U-, S-Bahnen und Autobusse. Auf den Terrassen der riesigen Konditorei-Kaffeehäuser geht die Bedienung bei stark gedämpfter Beleuchtung bis zur Sperrstunde. Was bestellt wird? Vor allem Bier, Wein und Eis.

Ein Nachmittag im olympischen Stadion. Zu jeder Stunde Fremdenführung. Der Fremdenführer mit der Posaunenstimme erzählt die saftigsten Witze in ganz Berlin.

• • •

Heimwärts! Unvergleichlicher Presseerfolg. Vom Kaiserhof mit Wagen auf den Anhalter. Unerwartet tragen die MER-Männer das Gepäck der Sz. vom Lastwagen wieder ins Hotel zurück. Was heisst das? Sollte wirklich... Unsere Primadonna strahlt vor Glück: sie war fort, man hatte sie gesucht, eben jetzt haben sie die Telegramme und Telephonrufe erreicht. Man umarmt und küsst sie. Die Hoffnung einer europäischen Filmkarriere zittert in den Nerven. Jemand steckt mir zwei Flaschen Rheinwein in die Manteltaschen. Auf dem Bahnhof ein Riesenverkehr. H.-s haben die Einreisebewilligung nach Dänemark erhalten. Noch einige Minuten. Auf dem Bahnsteig Herren von der Gesandtschaft. K. H. erwähnt, dass er Ady ins Deutsche übersetze.

Erlauschte Gespräche: „Jawohl, die Stellungnahme der französischen Geistigkeit ist überraschend. Romain Rolland z. B. gehört zu den begeistertsten Anhängern der deutsch-französischen Zusammenarbeit... Er lebt in Paris, ist Mitglied des Kreises La Gerbe...“ — „Sagt daheim, man möge sich meinetwegen nicht sorgen, wenn ich einige Tage später komme. Ich besitze noch 90 Mark und die Deutschen geben mir doch alles“, — ruft die zurückbleibende Primadonna durch das Abteifenster. Die Regenbogenfarben der Freude überstrahlen den ungarischen Schauspielerzug.

Nachtmahl im Speisewagen. Von Dresden an der Elbe durch die sächsische Schweiz bis Bodenbach.

Ich liege schon im Bett, lösche das Licht. Es scheint, als hörte ich noch immer Gläsergeklirr aus dem Abteil nebenan. Die Räder rattern. Stimmen: „Du, hast du im Tiergarten den sonderbaren grossen Fisch mit dem schwarzen Mondgesicht gesehen? — Ja, ja und die giftigen Schlangen!“ Wieder Gläsergeklirr. Am nächsten Tag erzählte man, das Gelage habe bis zur Morgendämmerung gedauert.

... In Budapest drängen sich die Kollegen unter unsere Fenster.

OSZK

Nemzeti Széchényi Könyvtár

FERGEN AM PLATTENSEE

VON GYULA KRUDY

Wer ein lebendig gewordenes biblisches Bild sehen will, fahre einmal mit der Fähre zwischen Zamárdi und Szántód über den Plattensee. Dieselben Männer, die schon Christus über das Meer gefahren hatten und deren Antlitz auf den Gewölben alter Kirchen im Dämmerlicht zu sehen ist, treiben das Schiff mit den Rudern. Der Ruderer, der in sein Tun vertiefte, in ihm scheinbar ganz aufgehende Mensch, bleibt sich immer gleich: sei es auf der Fähre von Szántód oder in der biblischen Weite von Jahrtausenden. Die ermüdende körperliche Arbeit bringt das menschliche Antlitz dem Erlöser nahe: Glanz und Schein vom Jenseits schwebt über diesen Gesichtern; die Seele, die den todmüden Körper zu verlassen scheint, sitzt — als wollte sie entfliehen — in den Augen dieser Menschen. Seit langem sah ich nicht so schöne Menschen, wie die Fergen am Plattensee.

Uralt ist der schwermütige Rhythmus dieser Arbeit: das Rudern blieb Jahrtausende hindurch gleich. Sechs Burschen, die die schwere Fähre treiben, sitzen paarweise neben einander. Bevor sie an den langen, schweren Rudern ziehen, erheben sie sich von den Brettern, auf denen sie sitzen, werfen sich im gleichen Augenblick zurück und ziehen dann die Stange. Sie beugen sich vor und wieder zurück, als ob sie ein einziger Körper, ein einziger Muskel wären. Hier gibt es kein Zögern und Zaudern, es gibt keinen Augenblick Ruhe, kein einziger Schweisstropfen darf dabei erspart bleiben. Dieses althergebrachte, uralte Hin- und Herwiegen der menschlichen Körper, das Anspannen und Entspannen von Sehnen und Muskeln, diese sonderbare menschliche Arbeit des Ruderns auf der Fähre gleicht einem übermenschlichen Tanz. Von dem Augenblick an, da die Ruder ins Wasser getaucht werden, gibt es kein Stillhalten mehr; unaufhörlich wiegen sich die menschlichen Körper hin und her, alle Körperteile, Arme und Beine beginnen ein Leben für sich, vor allem die Köpfe, die sich vor Erschöpfung langsam zur Seite neigen. In der Körperbewegung der Ruderer sind Spuren der modernen Linienkunst des Kubismus und Naturalismus. Es scheint, als würden sich die Körperteile der Ruderer durch die Bewegung von einander lösen. In einem Augenblick sehen wir nur die nach rückwärts gedrückten Arme, hinter denen die Gestalten verschwinden. Als würden die übrigen Teile des Körpers vergehen, in Luft zerfließen, unsichtbar werden. Wir sehen nur zwölf Arme auf den sechs Rudern. Im nächsten Augenblick zerfließen und verschwinden diese, und an ihre Stelle treten die Leiber, die sich für einen Augenblick in den Bug des Schiffes hinüberwiegen, wie vorbeiziehende Schauspieler auf einer Bühne. Schliesslich bleiben nur mehr die

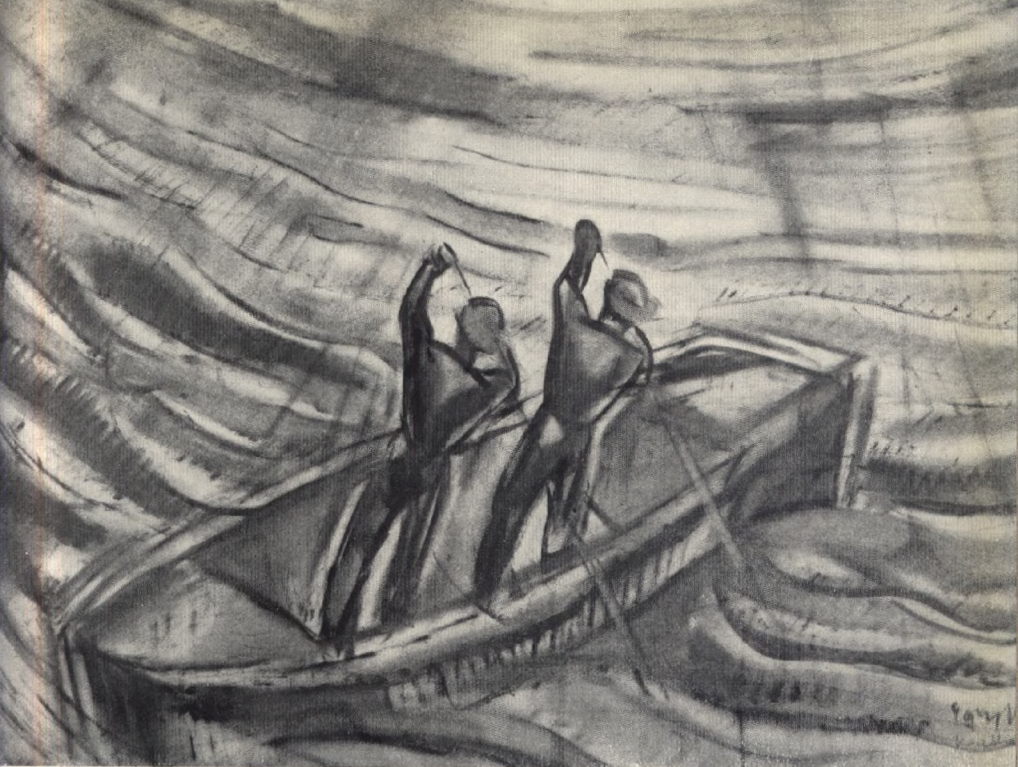
Köpfe auf ihrem Platz. Diese selbstvergessenen, unverhüllten Gesichter, ohne Schminke, in Farben und Glanz den Köpfen der Heiligen ähnlich, die wir einst in alten Kirchen sahen. Unbeschreiblich ist die Veränderung, die mit diesen rudernden Burschen vor sich geht, bis sie die Fähre bis zur Mitte des Sees bringen. Aus den sturmgepeitschten, wetterharten Gesichtern schwindet jeder Zug irdischer Rauheit und Derbheit: im Abenddämmerchein leuchten die erhitzten Gesichter, Adel umgibt die Stirnen, inneres Feuer lodert in den Augen. Der Jüngling dort ist der jugendliche Johannes, der Offenbarungen hat. Dieser hier auf der ersten Bank in zerissener Uniform gleicht dem heiligen Johannes von Nepomuk, dessen Standbilder wir so oft hoch über Wassern oder an Brückenpfeilern stehen sahen. Alle, die hier auf dem grollenden Wasser, unter dem grauen Himmel, hinter dem dunklen Berg das Schiff immerfort rudernd vorwärts treiben, blicken sich gegenseitig niemals an, weil jeder dasselbe tut, was der andere: ihr Blick ist den nebelhaften Bildern der Ferne zugewandt. Was sehen sie wohl dort, diese feuchten, freudlosen, traurigen Augen? Auf — ab, auf — ab! So geht die Arbeit unausgesetzt fort, fast auf Leben und Tod, in der Mitte des grossen Wassers, weit vom Widerhall der Berge, von den Liedern des Tales, von dem bunten Getriebe des Erdenlebens. Auf — ab, auf — ab! Endlos scheint das grosse Wasser, unwandelbar und immer gleich die Wogen, die die mit jedem Ruderschlag herannahende Galeere in unendlichem Gleichmut auf sich nehmen. Auch der Wind singt immer dieselbe Melodie, als wüsste er nur dieses eine Lied; kein Fisch hebt den Kopf aus dem Wasser, um spielend dem Ruderschlag zu folgen. Düster ist der Himmel, düster das Wasser, hoffnungslos das Gestirn, das durch den Wolkenvorhang herabblickt, regungslos das steinige Gestade, verheissungslos der Morgen, der dem bald einbrechenden Abend folgt. Fremd ist das ins Dunkel gehüllte Ufer, auf dem nur der Wind daheim ist. Die Männer kennen nur das Wasser, das sie Tag für Tag schweigend empfängt, ohne ihnen auch nur ein einzigesmal gesagt zu haben, dass es sie liebt, ohne sie zu umarmen, zu lieblosen, obwohl sie immer mit ihm und auf ihm sind. Das grosse Wasser duldet sie bloss; es trägt ihr dunkles Schiff mit den Rudern, trägt die von weiter kommenden, weithin gehenden Reisenden, mit fremden Schollen auf dem Schuhwerk. Sobald sie gelandet haben, werden sie die Ruderer vergessen, die hier in der Mitte des Sees mit dem Einsatz all ihrer Kräfte für sie arbeiten. Kein einzigesmal werden sie sich vom Ufer wenden, um zurückzublicken; für sie versinkt diese Stunde gleich einem grauen Sandkorn in der Ewigkeit, ihrer Seele entswindet die Erinnerung, wie eine ferne Wolke am Horizont, der Wind weht dahin wie ein Traum, und von dem durch unausgesetzte schwere Arbeit veredelten Antlitz der Fergen bleibt ebenso nichts in ihrer Erinnerung zurück, wie vom Schein eines aufflammenden Zünders in der Finsternis.

Auf — ab, auf — ab ziehen die Burschen die Ruder. Immer richtet der Steuermann das Steuer genau auf die Mitte der heraneilenden Woge, denn

der Bug des Schiffes muss die Welle immer entzwei schneiden, um das Ziel auf kürzestem Wege zu erreichen. Die Pferde der Wagen stehen in erschrocken-ersonnenlicher Regungslosigkeit, unstet irrt der Blick der Reisenden dem unbekanntem Ufer entgegen, der Wind macht sich wieder auf, als seien mit dem einbrechenden Abend seine Gesellen munter geworden. Es scheint, als stiegen die Wogen mit weisschäumenden Rachen aus den Tiefen, leichten Fusses eilt die Abenddämmerung über die herannahenden Berge. Nach und nach verschwinden die bisher weiss leuchtenden Häuschen am Ufer in der Dunkelheit, ein Wildentenpaar zieht über den See seinem Nachtquartier zu, ein grosser Vogel fliegt in tragem Flug vorbei, als wäre er seines Lebens überdrüssig, die Vorboten der Abendstille eilen in allen Richtungen, nur die Ruderer arbeiten bis zur völligen Erschöpfung, bis zur Sehnenerschläffung, den Blick gegen Himmel gerichtet; sie sehen weder Wasser noch Erde, fühlen die Nähe des Ufers nicht, auf — ab, immer wieder auf und ab, als Sinnbild der ewigen Bewegung, die niemals stille steht, der nie versiegenden Quelle des menschlichen Schweißes, des ewig über ihnen kreisenden Traumes, der nie geträumt wird, als Melodie der Arbeit, die ewig tönt, mit Ruderschlägen, die ins Jenseits hinüberreichen... Bis die scharfe Stimme des Reeders „halt!“ ruft.

Ächzend und stöhnend halten die ewigen Ruder, als ob das Antlitz der Ruderer aus weiter Ferne in die Gegenwart zurückkehrte; die erschöpften Augen sehen wieder, gleich dem aus dem Wasser auftauchenden Ertrinkenden ringen die Fergen um Atem, schlaff hängen die ermüdeten Arme. Das schwere, dunkle Fahrzeug läuft ans Ufer und nimmt seinen Platz flink und behend gleich einer Tänzerin in der Fahrrichtung ein.

Noch zittert und bebt das Schiff, doch schon rattern die Pferde mit lautem Gerassel den leichten Wagen ziehend von der gefahrvollen Stätte, der Reeder nimmt das Fahrgeld vom Schusterjungen, der beim Ziehen der Fähre nicht mitgeholfen hatte. Regungslos bleiben die Ruderer auf ihren Plätzen, als ob sie den Schauplatz ihrer mühevollen Arbeit nicht verlassen könnten. Die sehnigen Arme ruhen jetzt; rauhe, schwarze Hände haften zitternd am Brückengeländer, die muskeligen Körper knicken schmerzvoll zusammen, die Köpfe auf den steif gewordenen Nacken sinken ermattet auf die Brust, die Schnurrbärte hängen traurig herab, die Augen starren bewegungslos auf das Wasser: erschreckend ist die Stille, die Regungslosigkeit nach der harten, muskelspannenden, sehnenstraffenden, mühsamen Arbeit. Rudern und Fahren: das ist das Leben, nicht das Stehen an einer Stelle, an steinigem, altem Ufer! Gleich einem Wildvogel in den Wind stürmen, sich in die Wellen stürzen, in den unheildrohenden See, das ist Freude, das ist Kraft des Lebens, nicht das müssige Sitzen auf Holzbänken! Reisen und fliegen, den Mantelsaum des Abends noch erhaschen können, oder das auf den Wellen schwimmende, letzte Gold der Sonne... Herz und Lunge erproben, mit dem widerstrebenden Wasser ringen, gegen den Wind kämpfen und siegen, ringen, kämpfen und siegen... Das ist das Leben



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

PLATTENSEELANDSCHAFTEN VON JOSEF EGRY

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Országos Széchényi Könyvtár

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

und nicht das Stillsitzen im sicheren Hafen. Aus den Aposteln wurden einfache, arme Arbeiter...

Dem biblischen Bild folgt die schmutzige Landstrasse des Alltags... Statt des Wellenrauschens begleitet nun unsere Gedanken das einförmige Rattern der Räder. Bei der Strassenbiegung schlägt uns der Regen wie ein lauernder Landstreicher in den Nacken. Tief unten am See ruht die Fähre, einem Toten gleich. Statt der Apostel stehen müde Burschen am Ufer. Ächzend klettert der Wind den steilen Berghang empor. Als wäre das mühselige, glückliche, zielsichere Leben dort unten am Wasser geblieben, bei den schlichten, wortkargen, anspruchslosen Fergen, die nicht viel mehr vom Leben wissen, als die Fischlein im Wasser. Der jugendliche Apostel Johannes, der Junge in zerissener Uniform und alle die anderen, die während der Fahrt, für eine Stunde überirdisch schön und edel waren, bleiben hinter uns in der Finsternis zurück. Die biblische Stille, das beruhigende Ringen und Wiegen der Ruder, das vertraut gewordene Knirschen der Barke wird durch das Leben der Landstrasse abgelöst: Kummer und Schmerz, diese pfeifenden Wanderburschen klettern schon bei der ersten menschlichen Behausung auf unseren Wagen, um Reisegefährten zu bleiben auf unserer Wanderung durch das Leben.

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár

Elsa Reitter Podhradzky †. Der Mitarbeiterkreis unserer Zeitschrift hat einen schmerzlichen Verlust zu beklagen: Frau Elsa Reitter Podhradzky starb vor wenigen Wochen nach kurzem Leiden. Sie war eine Frau von hohem geistigen Adel und einem künstlerischen Feinsinn, wie er heute nur selten, nur unter Auserlesenen zu finden ist. Alles Schöne, Erhabene und Edle lag ihrem Herzen nahe, allem, was Deutschtum und Ungartum geistig und seelisch verband, war sie mit Begeisterung und der vollen Wärme ihres so reichen Gemütes zugetan, und bereit, der gemeinsamen Sache unermüdlich zu dienen. Fürwahr, dieser Frau war deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft kein zeitbedingtes Schlagwort, sondern tiefstes Erlebnis! Der Drang nach künstlerischer Gestaltung und die Bereitschaft an der geistig-seelischen Annäherung der beiden schicksalsverbundenen Völker tatkräftig mitzuarbeiten, trieb sie zur Übersetzertätigkeit. Ihre kunstvollen Verdeutschungen der „Tragödie des Menschen“ von Emerich *Madách*, der Gedichte von *Petőfi*, *Ady* und anderer ungarischer Dichter zeugen von tiefem Verständnis und einem künstlerischen Einfühlungsvermögen, wie sie nur wenigen gegeben sind. Lange werden wir die durch ihren Heimgang in unseren Reihen entstandene Lücke schmerzvoll empfinden. Wir wollen in ihrem Geiste weiterarbeiten und ihr Andenken treu bewahren.

Die Wiedergeburt Ungarns. Unter diesem Titel behandelt der *Stuttgarter NS.-Kurier* (22. April 1941) anlässlich des Vormarsches der ungarischen

Truppen in das ehemals jugoslawische Gebiet die allmähliche, folgerichtige Beseitigung und Ersetzung des Vertrages von Trianon. Wir heben aus dem verständnisvollen Aufsatz folgende Sätze hervor: „Keines der Länder, die im Weltkrieg unterlagen, ist so zerstückelt worden wie Ungarn. In Trianon verlor es mehr als sieben Zehntel seines Staatsgebietes, drei Fünftel seiner Volkszahl. Selbst von der rein magyarischen Bevölkerung lebten viele Hunderttausende ausserhalb der neuen Grenzen; Grenzen, deren Pfähle überall das leidenschaftliche Wort: *Niemals!* trugen... Ohne Berichtigung der Torheit und Willkür, die in Trianon gewaltet hatten, konnte Ungarn das Werk seiner Wiederaufrichtung nicht zu Ende führen. Es galt ja nicht nur, sich auf übermässig verkleinertem Raum einzurichten: die Ausmergelung durch den Krieg, die jähe Zerreißung alles politisch und wirtschaftlich zuvor Verbundenen, die Wirren der Räteherrschaft hatten das Land tief erschüttert. Es gehörte ein ungewöhnlicher Kraftaufwand dazu, unter solchen Bedingungen überhaupt zu leben und die schlimmsten Schäden auszugleichen: die Bodenreform, ein Fünfjahresplan und eine begrenzte Wiederaufrüstung waren Etappen auf diesem Wege. Mit das Schwerste war: dies alles in einem Kleinstaat zu leisten, der vorher auf grosstaatliche Verhältnisse angelegt war. Ungarn zählte bei Beginn des Weltkriegs 21 Millionen Einwohner, auf einem Raum von der Grösse Italiens. Nach dem Krieg zählte es acht Millionen; alle Nachfolgestaaten waren grösser. Die neuen Gebiets-

erwerbungen brachten Ungarn bereits auf 12¼ Millionen, damit auf die Grösststufe des jetzigen Rumäniens. Das seit Trianon gestörte Gleichgewicht im Südosten vollends herzustellen, wird Sache der europäischen Neuordnung sein“.

Der Neuschöpfer Europas. Anlässlich des zweiundfünfzigsten Geburtstages des Führers bringt das halbamtliche Blatt *Magyarország* (Morgenblatt 20. April 1941.) unter dem angegebenen Titel einen Aufsatz, der in aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit die Persönlichkeit und die geschichtliche Tat Adolf Hitlers würdigt. Der Führer — heisst in dem Aufsatz — sei die Hauptgestalt eines neuen Heroenzeitalters, in das er im Bewusstsein seiner Sendung sicher und fest eingriff, wie die mittelalterlichen Gralsritter in die Vorgänge der schuldbeladenen Welt. Adolf Hitler ist nicht nur der Kämpfer deutscher Ideen, sondern zugleich der Schöpfer des neuen Europa. Dankbaren Herzens gedenkt auch das neue Ungarn des Führers, Ungarn, das den schöpferischen Europagedanken Adolf Hitlers verständnisvoll erfasste und bereit ist für diesen mit Gut und Blut einzustehn.

Grosse Pläne um die Donau. Das Tageblatt *Pesti Hírlap* veröffentlicht (8. April 1941.) einen Aufsatz, in dem Béla Nikl, Oberinspektor der Ungarischen Fluss- und Seeschiffahrts A.-G. über zeitgemässe Fragen der Donauschiffahrt spricht. Besonders eingehend werden die gewaltigen deutschen Pläne zur erhöhten Nutzbarmachung der Donau behandelt. Die Verbindung der Donau mit dem Rhein, die Beseitigung der Untiefen namentlich auf der ungarischen Strecke und bei dem Eisernen Tore und grosszügige Regulierungsarbeiten bilden die

wichtigsten Aufgaben, die in nächster Zukunft zur Steigerung der Donauschiffahrt zu lösen sind.

Nordhafen in Budapest. Dipl. Ing. Remigius Papp veröffentlichte unter dem Titel *Der Plan eines Nordhafens in Budapest* einen Aufsatz in der *Zeitschrift für Binnenschiffahrt* (Heft 5—6. 1940), der die grosszügigen deutschen Kanalbauten behandelt, die die Donau mit der Oder und mit dem Main verbinden sollen. Es versteht sich von selbst, dass diese Arbeiten auch die Aufmerksamkeit der Donaustaaten auf die Bedeutung des Wasserverkehrs lenkten. Der ungarischen Hauptstadt kommt in dem Donauverkehr dank ihrer günstigen Lage eine hervorragende Stellung zu. Die Schiffbarkeit der Donau vom Schwarzen Meer ist recht günstig. In Budapest kreuzen sich sämtliche wichtigere Eisenbahnlinien und Landstrassen des Karpathenbeckens, weshalb die ungarische Hauptstadt im Verkehr zwischen Mittel- und Südosteuropa wohl als zukünftige Drehscheibe zu betrachten ist. Südlich von Budapest liegt der National- und Freihafen in Csepel, dem vor allem im Auslandsverkehr grosse Bedeutung zukommt. Für den Innenverkehr, namentlich für den örtlichen Bedarf der Hauptstadt wurden bisher Kaianlagen der Innenstadt verwendet. Da jedoch diese für andere Zwecke beansprucht werden, müssen für die auf dem Wasserwege — vor allem von Norden — kommenden Massengüter entsprechende neue Anlagen geschaffen werden. Der Plan des Nordhafens sieht den Bau zweier Hafenbecken vor. Das erste liegt in der Nähe der Stadtmitte, und ist für die Aufnahme von Baumaterialien bestimmt; seine Länge wird 750 m, die Breite 140 m betragen. Das zweite Becken liegt nördlich von dem Winterhafen, und ist für die Industrieanlagen

von Neupest vorgesehen. In diesen kann auch eine Ruderbahn untergebracht werden. Der Bau des ersten Beckens soll bereits im Laufe des Sommers in Angriff genommen werden.

Ungarische Nippongesellschaft in Mitteljapan. Im Mai 1940 wurde in Kansai, das Osaka, Kóbé und die umliegende Landschaft umfasst, eine ungarisch-japanische Gesellschaft, die *Ungarische Nippongesellschaft in Kansai* gegründet, die lebhaft bemüht ist, Ungarn, das ungarische Volk und ungarische Bildung in Mitteljapan bekanntzumachen. Präsident der Gesellschaft ist *Yukawa Csuzaburo*, Sekretär *Ikegawa Kijosi*. Im Herbst veranstaltete die Gesellschaft einen ungarischen Sprachkurs unter der Leitung des Beamten des Aussenministeriums *Imaoka Dzuicsiró*, der sich längere Zeit in Ungarn aufhielt; mit seinen dreissig Teilnehmern war dieser Kurs der grösste ungarische Sprachkurs, der bisher in Japan gehalten wurde und bot zugleich zuerst Gelegenheit, die ungarische Sprache in Japan öffentlich zu erlernen. Die japanischen Freunde Ungarns entfalten durch Rundfunk, Presse und Vorträge eine lebhaft propaganda für Ungarn. Im April begann bereits der zweite Sprachkurs unter der Leitung von Prof. I. Nozaki. Von höchster Bedeutung jedoch für die Zukunft ist die im April—Mai von Schülern gleichzeitig in Osaka und Budapest veranstaltete Ausstellung. Die Ausstellung in Budapest wurde im Hauptstädtischen Pädagogischen Seminar in Anwesenheit des japanischen Gesandten in Budapest *Toshitaka Okubo*, sowie hervorragender Vertreter des ungarischen Unterrichtswesens und der Gesellschaft eröffnet und erweckte in der Öffentlichkeit der ungarischen Hauptstadt lebhaftes Interesse.

Bálint Hóman als Historiker. Anknüpfend an die *Geschichte des ungarischen Mittelalters* würdigt ein Aufsatz der *Monatshefte für Auswärtige Politik* (April 1941) das Werk Bálint Hómans, des Gelehrten, im Tone warmer Anerkennung. Wir heben aus dem Aufsatz folgendes hervor: „Seine Tätigkeit als Erforscher der ungarischen Geschichte ist sehr umfassend und zeichnet sich vor allem durch minutiöse Quellenbearbeitung aus. Besonders seine geldgeschichtlichen Untersuchungen geniessen hohes Ansehen“. Über das neueste Werk B. Hómans selbst heisst es in dem Aufsatz: „Es ist nicht möglich, von dem reichen Inhalt des Buches in so wenigen Zeilen eine Vorstellung zu vermitteln, zumal gerade die ältere ungarische Geschichte bei uns noch wenig, allzuwenig, bekannt ist. Es ist ja auch so, dass deren Erforschung erst durch die Arbeit der ungarischen Historiker und vor allem die Hómans in den letzten Jahrzehnten ein gutes Stück vorwärts getrieben ist, wie denn überhaupt Hóman in fast allen Teilen seines grosszügig angelegten Werkes auf eigenen Vorarbeiten fussen kann. So wirft das vorliegende Buch auch für den Historiker einen nicht geringen Ertrag ab. Höchst lebendig geschrieben, gibt es ein farbenreiches Bild jener Zeit; neben den grossen und kleinen politischen Aktionen und kriegerischen Verwicklungen kommen in gleichem Masse die völkischen und gesellschaftlichen Schichtungen zur Geltung. So ist ein Werk hohen Ranges entstanden, das wir getrost neben die klassischen Werke der Geschichtsforschung stellen können.“

Die Deutsche Zeitung über Béla Bartók. Ludwig Szikra-Nonnenmacher veröffentlichte in der in Budapest erscheinenden *Deutschen Zeitung* (25. März 1941.) einen umfangreichen Aufsatz zum 60. Geburtstage des grossen

ungarischen Komponisten, in dem er dessen Kunst verständnisvoll würdigt. „Um ein wirkliches Bild von der Kunst und Tätigkeit Béla Bartóks zu entwerfen — schreibt Verf. — müsste man Bände vollschreiben. Sein Name ist bereits längst in der ganzen Kulturwelt bekannt. Manche bekreuzigen sich dabei, andere (die Wenigen, die ihn verstehen und schätzen) sehen in ihm den Genius, der seinen Zeitgenossen weit voraus eilt.“ Sodann bespricht Verf. die Hauptwerke Bartóks und weist mit besonderem Nachdruck auf das Neue und eigenartig Ungarische in seinem Lebenswerk hin. Er schliesst seine Ausführungen mit folgenden Worten: „Bartók steht unter den ungarischen Modernen durch die Kraft seiner Rhythmik, durch die Logik und Kühnheit seiner Sprache und durch die Verwurzelung seiner Melodik in der magyarischen Volksmusik an erster Stelle“.

Eine ungarische Biographie Gutenbergs. Der vorzügliche ungarische Fachmann für Buchgeschichte Josef Fitz, Oberdirektor der Széchenyi-Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums, der bereits mehrere Studien in deutscher Sprache veröffentlichte, gab gelegentlich des Gutenbergjubiläums ein schönes Buch über den Erfinder der „schwarzen Kunst“ heraus. Er fasst zunächst die Ergebnisse der Forschungen von *Dziatzko*, *Zedler* und *Schenke* zusammen, ergänzt sie aber vielfach mit eigenen Forschungen; jedenfalls geht er weit über die Biographie *Ruppels* hinaus: seine Darstellung ist lückenloser und einheitlicher. Auch in dem Buch von Fitz tritt uns das neue Gutenberg-Bildnis entgegen: es zeigt nicht den romantischen Kleinbürger, sondern den Grossunternehmer von aristokratischer Haltung, der als unermüdlicher Anreger an der Spitze seines Unternehmens stand, sich selbst

aber an der eigentlichen Arbeit nicht beteiligte, sondern ein grosses Personal beschäftigte und die Mitarbeiter bloss als Diener betrachten wollte. Dieser Gutenberg ist nicht der arme Erfinder, der seine Schulden nicht zurückzahlen konnte, sondern der erfolgreiche Geschäftsmann, der sich nach der Veräusserung seines Hauptwerkes, der Bibel, im Besitz einer ausgiebigen Jahresrente zurückzog. Eine Reihe von schönen Abbildungen schmückt das reich ausgestattete Buch, das eine Meisterleistung der Druckerei *Hungária* in Budapest ist.

Hanns Johst in ungarischem Blickfeld. Einen beachtenswerten Aufsatz veröffentlichte Ludwig *Némedi*, Universitätsassistent in Debrecen: *Hanns Johst, Dichter im Strom der Zeit*. Er gibt in der Studie einen kurzen Abriss der Biographie des Dichters und behandelt dann seine Dichtungen, die Gedanken über Drama, Theater und Literatur, seine Stellung zur Natur, Gemeinschaft und deutschen Vergangenheit. „Sein Mut, mit dem er seine volkshafte Haltung zur Zeit der unbeschränkten Herrschaft der internationalen Literatenkreise in Berlin offen bekannte, wurde durch die jüngste Entwicklung, die ihn und die gleichgesinnten Dichter rechtfertigte, reichlich belohnt.“ Johst war durch seine Dichtungen ein wirksamer Wegbereiter des neuen Deutschland. Verfasser fasst auch das Schrifttum über den deutschen Dichter zusammen.

Deutsche Literaturwissenschaft von heute. Wolfgang *Heybey*, Lektor für deutsche Sprache an der Universität Debrecen, veröffentlicht in der Aprilnummer der Zeitschrift *Debreceni Szemle* einen lehrreichen Aufsatz über *Die Stellung der Literaturwissenschaft im gegenwärtigen Deutschland*. Eingehend und klar arbeitet Verfasser unter

Heranziehung von Werken besonders jüngerer deutscher Literaturhistoriker die Leitgedanken der Literaturbetrachtung von heute heraus: das Volkhaft-Nationale, das Heldische und den Anteil der Rassenseelenkunde an der Erforschung deutscher Dichtung.

Deutsche Zeitschriftenausstellung in Debrecen. Anfang Mai wurde im Déri-Museum unter der Schirmherrschaft der *Deutschen Gesandtschaft in Budapest*, des Obergespanns Stefan von *Losonczy* und des Universitätsrektors Gyula *Mitrovics* eine deutsche Zeitschriftenausstellung eröffnet, in der mehrere tausend Zeitschriften aus 88 verschiedenen Fachgebieten zur Schau gestellt wurden. Wissenschaftliche, wirtschaftliche, politische und andere Zeitschriften verschiedenster Richtung und Tendenz machten dem Besucher die beispiellose Vielseitigkeit des deutschen Geisteslebens sichtbar. Veranstalter der Ausstellung war das *Deutsche Wissenschaftliche Institut in Debrecen* unter Leitung des Universitätslektors *Wolfgang Heybey*.

Die deutsche Südostgrenze. Diese Überschrift trägt das von internationalem Standpunkt aus höchst bedeutsame Werk von *L. Gruenberg*, das als Bd. 1 der Reihe *Die Grenzen des Reiches* unter den *Veröffentlichungen des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts* erschien (Verlag und Druck von *B. G. Teubner* in Leipzig und Berlin). Der Band, dem 10 Karten und 9 Anlagen beigelegt sind, behandelt die wechselnden deutschen Grenzen zwischen Sudeten, Karpathen und der Adria und ihren Einfluss auf das deutsche Schicksal. Es versteht sich von selbst, dass sich diesem Werke auch der ungarische Forscher, ja auch die ungarische Öffentlichkeit mit grösstem Interesse zuwendet. Neben den staatlichen Grenzen behandelt Verfasser in gleichem Masse

auch den Wandel der volklichen und kulturellen Grenzen. Leider ist er bei dem beschränkten Umfang des Werkes zu einer Knappheit gezwungen, die leicht zu Verallgemeinerungen führt, zuweilen auch den klaren Blick und das richtige Urteil beeinträchtigt. Allerdings stand er einer äusserst heiklen und verwickelten Aufgabe gegenüber, die eigentlich eine völlig neue Methode der Geschichtswissenschaft erheischte. Besonders dem ungarischen Leser wäre eine weit ausführlichere Darstellung der Entwicklung der volklichen, staatlichen und kulturellen Grenzen des Deutschtums äusserst willkommen gewesen. Sehr zu bedauern ist, dass Verf. die neueren Werke und Quellenveröffentlichungen der ungarischen Geschichtswissenschaft unzugänglich liess; er hätte in ihnen gewiss manches wertvolle Material gefunden. Völlig unverständlich ist z. B., dass in dem Kapitel *Vorschläge und Pläne für eine Neugestaltung der Monarchie* die Ungarn ganz unbeachtet bleiben, obwohl zunächst sie um die Besiedlung des Donaureiches bemüht waren. Die in dem Werke vorkommenden ungarischen Angaben — Personen- und Ortsnamen — sind durchweg richtig; nur hier und da tritt die völkische Betrachtungsweise anachronistisch hervor. Für eine möglicherweise notwendige erweiterte Neuauflage empfehlen wir Verf. jene Werke der ungarischen Geschichtswissenschaft, die in den letzten zwei Jahrzehnten die Wandlungen der deutsch-ungarischen Staats- und Volksgrenze eingehender behandelten und ihm daher in mancher Hinsicht Auskunft erteilen werden. Wir verweisen hier nur auf die Arbeiten von *Albin Balogh*, *Johann Belitzky*, *vitéz Eugen Házi*, *Stefan Kniezsa*, *Nikolaus Kring* und *Elmar Schwartz*. Auch die vorzügliche Dissertation von *Emerich Falk* über den tschechisch-serbischen Korridorplan vermessen wir. Dennoch bedeu-

tet das Werk Gruenbergs einen gewaltigen Fortschritt in der vergleichenden Geschichtsforschung Ostmitteleuropas uns des Südostens; gewiss wird es auch auf die ungarische Geschichtswissenschaft anregend wirken und zu fruchtbaren Auseinandersetzungen führen.

Quellen zur Volks- und Heimatkunde der Siebenbürger Sachsen.

Das Ungartum wandte sich stets mit erhöhter Aufmerksamkeit dem regen geistigen Leben, namentlich aber der Wissenschaft der Siebenbürger Sachsen zu. Hermann Hienz gibt nun in Band I. der *Beiträge zur Kenntnis des Deutschtums in Rumänien* eine sorgfältige Bibliographie der Forschungen über die Siebenbürger Sachsen, die von der ungarischen Wissenschaft gleichfalls mit lebhaftem Interesse aufgenommen wird. Der in dem *Verlag Hirzel*, Leipzig erschienene stattliche Band (304 S.) wird wohl für jeden Sachsenforscher lange Zeit ein unentbehrliches Hilfsmittel sein. Das reiche Material, das in 16 Kapitel und nach den einzelnen Siedlungsgebieten in 4 Abschnitte gegliedert ist, bietet ein beispiellos vielseitiges Bild des Schrifttums über die Siebenbürger Sachsen. Umso bedauerlicher ist, dass in dem Werk auf die einschlägigen Schriften ungarischer Verfasser und auf die Beiträge ungarischer Zeitschriften nur in äusserst geringem Masse Rücksicht genommen wird. Die ungarische Forschung über Siebenbürgen hatte sich naturgemäss auch den Siebenbürger Sachsen zuzuwenden, die 700 Jahre im ungarischen Staatsverbände lebten. Offenbar blieben Verfasser die neueren ungarischen Veröffentlichungen wegen Zensurschwierigkeiten unzugänglich; dennoch ist es kaum zu entschuldigen, dass er selbst das in den Bibliotheken Siebenbürgens vorhandene ältere Schrifttum in ungarischer Sprache nicht heranzog. Eine unübersehbare

Reihe von ungarischen Zeitschriften und Verfassern fehlt in der Bibliographie. Wir nennen hier nur die Zeitschriften *Erdélyi Helikon*, *Erdélyi Múzeum*, *Hitel*, *Pásztortűz* und *Századok*, sowie die Studien von Nikolaus Asztalos, Eugen Ábel, Josef Deér, Nikolaus Endes, Eugen Horváth, Johann Horváth, Desider Kerecsényi, Béla Pukánszky, Ladislaus Makkai, Karl Molter, Theodor Thienemann und Géza Vámszer, das *Theaterlexikon* und das Sammelwerk *Történeti Erdély* („Geschichtliches Siebenbürgen“). Der ungarischen Wissenschaft harret nun die Aufgabe, zur Ergänzung eine Bibliographie des ungarischen Schrifttums über die Siebenbürger Sachsen zusammenzustellen und zu veröffentlichen.

Das Deutschtum zwischen Pressburg und Bartfeld.

Diesen Titel trägt das neueste Werk des bekannten deutschen Publizisten Franz Riedl, das in der *Kleinen Volk und Reich-Bücherei* von dem *Deutschen Ausland-Institut Stuttgart* herausgegeben wurde. Das schmuckvolle Bändchen zeigt uns in 55 herrlichen Aufnahmen die deutsche Volksgruppe der Slowakei, des geschichtlichen Oberungarns. Leider ist der einleitende Text zu knapp. Die herrlichen geschichtlichen Denkmäler und das blühende Volksleben sind ein sprechender Beweis dafür, dass diese deutsche Volksgruppe im ungarischen Staatsverbände ihre volkliche Eigenart frei entfalten konnte; daher ist es zu bedauern, dass Verfasser eben den Zusammenhängen mit der ungarischen Geschichte wenig Aufmerksamkeit widmet. Auch auf die einschlägigen Forschungen der ungarischen Wissenschaft nimmt er keine Rücksicht, während er manche unhaltbare Behauptung der tschechoslowakischen Historiographie übernimmt. Es sei erlaubt hier zwei offenbare Irrtümer des Verfassers zu berichten: 1. Görgei sprach weder in

Pressburg, noch anderswo „die Absetzung Habsburgs und Unabhängigkeit Ungarns aus“ (S. 13—14); 2. „Kaiser Sigismund, zugleich König von Ungarn und von Böhmen“ ist nicht im „ungarischen Grosswardein begraben“, sondern in Znaim. Auch das Fehlen von Quellenangaben ist zu bedauern; sie hätten Einblick gewährt in die Werkstattgeheimnisse des Verfassers und zum weiteren Studium angeregt.

Adel und Bauerntum in der ungarischen Geschichte. Seit Jahren werden in der ungarischen Wissenschaft lebhaft Debatten geführt über die Bedeutung der Hoch- und Tiefkultur, der höheren und niedrigeren Schichten, des Adels und des Bauerntums in der ungarischen Geschichte. Die Veröffentlichung des *Institutes für Ungarnkunde der Peter Pázmány-Universität in Budapest*, herausgegeben von Prof. Alexander Eckhardt bemüht sich den Streit durch ernste, streng sachliche Aufsätze zum Ruhepunkt zu bringen. Der Band enthält eine Reihe von Studien über die Zusammenhänge der geschichtlichen und volklichen Bildung in Ungarn. Sämtliche Mitarbeiter weisen nach, dass zwischen den unteren und oberen Schichten der ungarischen Bildung ein ständiger Kreislauf bestand.

Stefan Sinkovics behandelt das Verhältnis von Adel und Bauerntum im Mittelalter, Stefan Szabó das in der Neuzeit; Tibor Mendöl gibt eine Darstellung der kennzeichnenden Erscheinungsformen von Dorf und Stadt, wie sie uns in den Gebilden der Siedlung, des Gehöftes, des Riesendorfes und Marktfleckens entgegentreten. Alexander Bálint befasst sich mit dem Einfluss der christlichen Liturgie auf den ungarischen Volksglauben, Karl Viski in einem reichbebilderten Aufsatz mit den Zusammenhängen der Kultur des Volkes und der Herrschicht in der

sachlichen Volkskunde. Zoltán Kodály deckt die Wechselwirkungen und Trennungslinien von Volks- und Kunstmusik, Julius Ortutay die Beziehungen zwischen Volks- und Kunstdichtung auf, Desider Keresztúry hebt die Hauptzüge der neuen ungarischen volkhafte Dichtung hervor. Im Ganzen bietet der Band ein reichhaltiges Material zur Erkenntnis ungarischer Geschichte und ungarischen Volkstums. Ein Teil der Mitarbeiter ist durch Aufsätze unserer Zeitschrift auch den deutschen Lesern bekannt. Der Inhalt des Bandes soll zum Teil auch in deutscher Sprache veröffentlicht werden.

Der Nationalitätenentwurf des ersten ungarischen Ministerpräsidenten. Anton Tafferner, Schriftleiter der *Deutschen Forschungen in Ungarn* behandelt und veröffentlicht in dem neuesten Heft der Zeitschrift (Heft 3—4) den Nationalitätenentwurf des ungarischen Ministerpräsidenten Bartholomäus Szemere aus dem Jahre 1850. So lebhaft wir es begrüßen, dass sich die volksdeutsche Forschung der Vergangenheit der ungarischen Minderheitenpolitik zuwendet, so müssen wir doch feststellen, dass der von Anton Tafferner als unveröffentlicht und beinahe unbekannt bezeichnete Minderheitenentwurf in der von Eugen Horváth herausgegebenen doppelsprachigen Zeitschrift *Die Kriegsschuld* bereits vor zehn Jahren vollinhaltlich veröffentlicht wurde (Jahrgang (1930—1931. S.: 291—309, 582—600, 675—686).

Weltkalender der Ungarn 1941. Dieser *Kalender* ist neben dem Zweiwochenblatt *Nagymagyarország* („Grossungarn“) das einzige geistige Bindeglied des in der ganzen Welt zerstreuten Auslandsungarntums. Der Herausgeber des im Verlag *Studium* erschienenen Kalenders, Zoltán Csuka,

Schriftleiter der Zeitschrift *Láthatár*, fasst seine Aufgabe folgendermassen zusammen: das ungarische Gemeinschaftsbewusstsein nahm in den Nachkriegsjahren stets zu; immer bewusster wendet sich das Ungartum nicht nur seinen dem Mutterland entrissenen und zerstreuten Söhnen, sondern auch jenen zu, die in dem letzten Halbjahrhundert aus verschiedenen Gründen gezwungen waren den Wanderstab zu ergreifen und die Heimat zu verlassen. In dem reichgebilderten Kalender erstet das Leben des Auslandsungartums in farbenfroher Lebendigkeit. Wir sehen das in Brasilien, Argentina, Kanada, Cleveland, Chicago schaffende Ungartum ebenso, wie die ungarischen Volksgenossen in Paris, Berlin, Südfrankreich, oder in der Moldau. Auch der Rundfunk in Budapest gibt durch seinen Kurzwellensender wöchentlich mehrmals ein besonderes Programm für das Auslandsungartum. *Der Weltkalender der Ungarn 1941* bildet ein bescheidenes Seitenstück der stattlichen Veröffentlichung des Deutschen Auslandsinstitutes Stuttgart *Deutsches Schaffen in aller Welt*.

Nietzsches Petöfi-Lieder in der ungarischen Petöfi-Gesellschaft. Die ungarische Petöfi-Gesellschaft fasste den Entschluss, sämtliche Vertonungen der Lieder Petöfis zu sammeln und dem grossen Publikum bekannt zu machen. So erwarb sie auch die vollständige Ausgabe der Petöfi-Lieder Nietzsches, die im Rahmen einer Feier demnächst der Öffentlichkeit dargeboten werden.

Das Tischlerhandwerk in Siebenbürgen. Unter diesem Titel teilt die in Augsburg erscheinende *Bayerische Schreinerzeitung* (14. März 1941.) einen Aufsatz von dem Generalsekretär der Zentrale der Gewerbetkorporationen Ungarns Dr. Rudolf von Kova-

lóczy mit, der ein lebensvolles Bild über die reiche handwerkliche Arbeit der Tischler in Siebenbürgen in Geschichte und Gegenwart entwirft.

Zusammenarbeit der deutschen und ungarischen Jugend in Budapest. Die reichsdeutschen Stipendiaten, die in den letzten zwei Semestern in Budapest studierten, wurden von einem Kreis in Deutschland studierender ungarischer Staatsstipendiaten aufgenommen und betreut. Dr. Peter Kemény, Dr. Stefan Arató, Dr. Johann Kovács und Dr. Ákos Oláh veranstalteten mehrere Zusammenkünfte und Diskussionsabende, an denen Lebensfragen des Ungartums zur Sprache kamen. Durch ihre Einladungen wurde den deutschen Kameraden die Möglichkeit gegeben auch in ungarische Familienheime Einblick zu gewinnen. An dem ersten Abend wurde ein Überblick der ungarischen Literaturgeschichte gegeben und der Zusammenhang der ungarischen Dichtung mit der Geschichte des ungarischen Volkes dargelegt; das Thema des zweiten Diskussionsabends war ein Abschnitt der ungarischen Geschichte, die Zeit des Aufschwunges 1790—1848, die auch durch Dichtungen von Vörösmarty und Petöfi erhellt wurde. Im Mittelpunkt des dritten Abends stand das Jahr 1848 und seine Ergebnisse mit einem Ausblick bis auf die Gegenwart; auch einige moderne ungarische Dichter — u. a. Ady — wurden besprochen. Ausserdem unternahm die ungarische Kameradengruppe mit den deutschen Studenten gemeinsame Konzert- und Theaterbesuche, und veranstaltete in der evangelischen Kirche in Altofen (Óbuda) ein Orgelkonzert, in dem Zoltán Peskó aus Werken deutscher Meister spielte. Bis zum Semesterschluss fanden noch mehrere Ausflüge und gesellige Abende statt.

INHALT DES JULIHEFTES 1941.

Deutsch-ungarische Kampfgemeinschaft in der Napoleonszeit. Von <i>Árpád Markó</i>	385
Eines Soldaten Lied. Gedicht von <i>Johann von Rimay</i> , übersetzt von <i>Árpád Guillaume</i>	396
Zum deutsch-ungarischen Agrarabkommen. Von <i>Tibor Mészárovs</i>	397
Im Glanze der Weizenfelder. Gedicht von <i>Árpád Tóth</i> , übersetzt von <i>Elsa Reitter-Podhradszky</i>	403
Der Bakony. Von <i>Béla Hamvas</i> (mit 3 Bildern)	405
Petőfi's Tod. Von <i>Gyula Illyés</i> (mit Bildnis)	418
Es stimmt mich ein Gedanke kummervoll. Gedicht von <i>Alexander Petőfi</i> , übersetzt von <i>Elsa Reitter-Podhradszky</i>	427
Mit dem Nationaltheater im Reich. Von <i>Lorenz Szabó</i>	428
Fergen am Plattensee. Kurzgeschichte von <i>Gyula Krúdy</i> (mit 3 Bildern)	436

Rundschau

Elsa Reitter-Podhradszky †. — Die Wiedergeburt Ungarns. — Der Neuschöpfer Europas. — Grosse Pläne um die Donau. — Nordhafen in Budapest. — Ungarische Nippongesellschaft in Mitteljapan. — Bálint Hóman als Historiker. — Die Deutsche Zeitung über Béla Bartók. — Eine ungarische Biographie Gutenbergs. — Hanns Johst in ungarischem Blickfeld. — Deutsche Literaturwissenschaft von heute. — Deutsche Zeitschriftenausstellung in Debrecen. — Die deutsche Südostgrenze. — Quellen zur Volks- und Heimatkunde der Siebenbürger Sachsen. — Das Deutschtum zwischen Pressburg und Bartfeld. — Adel und Bauerntum in der ungarischen Geschichte. — Der Nationalitätenentwurf des ersten ungarischen Ministerpräsidenten. — Weltkalender der Ungarn 1941. — Nietzsches Petőfi-Lieder in der ungarischen Petőfi-Gesellschaft. — Das Tischlerhandwerk in Siebenbürgen. — Zusammenarbeit der deutschen und ungarischen Jugend in Budapest..... 440

MITARBEITER DIESES HEFTES:

Árpád Markó, kgl. ung. Oberst a. D., Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Abteilungs-Vorstand im kgl. ung. Kriegsarchiv, Budapest.
Dr. *Tibor Mészárovs*, Volkswirtschaftler, Beamter der Ungarischen Nationalbank.
Béla Hamvas, Bibliothekar an der Hauptstädtischen Bibliothek in Budapest.
Gyula Illyés, Dichter und Schriftsteller; Mitherausgeber der Zeitschrift „Nyugat“.
Beiträge und Gedichte in unserer Zeitschrift: „Die ungarische Wesensart“ (Augustheft 1940) „Ungerufener Ankömmling“ (Maiheft 1941), „Pfungstgesang“ (Juniheft 1941).
Lorenz Szabó, Dichter und Schriftleiter. Vorzüglicher Übersetzer von Werken Goethes, Hölderlins, St. Georgs, H. Johsts u. a. m. Beiträge und Gedichte in unserer Zeitschrift: „Nach dem Konzert“ (Augustheft 1940), „Neue ungarische Dichtung“, „Gemeinsam und gesondert“ (Maiheft 1941).

UNSERE DICHTER :

Johann von Rimay (1573—1631), hervorragender Soldatendichter der Türkenzeit.
Árpád Tóth (1886—1928), formgewandter, feinsinniger Lyriker des Kreises um die Zeitschrift „Nyugat“.
Alexander Petőfi, (1823—1849), der grösste ungarische Lyriker, dessen Dichtungen auch in deutscher Sprache in zahlreichen Übersetzungen zugänglich sind.
Gyula Krúdy (1868—1933), stimmungsvoller Landschaftserzähler mit romantischem Einschlag.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: *Béla Pukánszky*.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschtum und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 P 1.—
2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 P 1.—
3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 P 1.—
4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 1941 P 1.—
5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 1941 P 1.—
6. *Freisler R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa). 1941 P 1.—
7. *Strölin K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung). 1941 P 1.—
8. *Schwerin L. gróf*: Háborus pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung). 1941 P 1.—

